

Chantal Wyssmüller und Rosita Fibbi

Schweizerisches Forum für Migrations- und Bevölkerungsstudien (SFM), Universität Neuchâtel

„*No encuentro bien ser cien por cien suiza*“

## Sprachegebrauch und nationale Identifikation bei italienisch- und spanischstämmigen Jugendlichen der dritten Generation in der Schweiz

1	Einleitung: Das Forschungsprojekt	2
1.1	Fragestellung und Hypothesen	4
1.2	Methodik und Sample	5
1.3	Schlüsselbegriffe	9
1.3.1	Lokalsprache, Herkunftssprache, <i>heritage language</i>	9
1.3.2	Funktionale Mehrsprachigkeit	10
2	Identität und Sprache	10
2.1	Identität – Identifikation	11
2.2	Soziale Identität: Die Bedeutung von Gruppenzugehörigkeiten	12
2.3	Diskursive Konstruktion von Gruppenidentitäten	14
2.4	Ethnische Identität und nationale Identität	15
2.4.1	<i>Symbolic ethnicity</i> bei späteren Einwanderungsgenerationen	17
2.4.2	Nationale Identität bei Jugendlichen im Migrationskontext	19
2.5	Sprache als Identitätsmarker	20
3	Sprachegebrauch und nationale Identifikation bei den befragten Jugendlichen der dritten Generation	25
3.1	Sprachegebrauch	25
3.2	Bedeutungen und Funktionen von LOH und Mehrsprachigkeit	26
3.3	Die nationalen Identifikationen der befragten Jugendlichen	28
3.3.1	Selbst-Identifikation und rechtliche Staatszugehörigkeit(en)	30
3.3.2	Die Rolle der Sprache	34
3.3.3	Identifikationsphasen und Identifikationsmomente	40
3.3.4	Typologie der „Herkunfts“-Identifikationen“ der G3	44
4	Synthese und Schlussfolgerungen	47
5	Literatur	54

## 1 Einleitung: Das Forschungsprojekt

Mit Blick auf fremdsprachige Zugewanderte werden Kenntnisse der Lokalsprache<sup>1</sup> heute gemeinhin als eine wichtige Ressource im Hinblick auf eine „erfolgreiche“ oder „gelingende“ Integration aufgefasst. Eine vorherrschende öffentliche Meinung geht sogar soweit, im Grad lokalsprachlicher Kenntnisse einen Indikator für den Grad der Integration einer Person in die lokale Gesellschaft zu sehen.

Beobachtet man die Entwicklung lokalsprachlicher Kenntnisse in Migrationsfamilien über mehrere Generationen hinweg aus dieser Perspektive, so kommt man zum Schluss, dass spätestens die Nachkommen Eingewanderter (ab der zweiten Generation) dank ihrer schulischen Sozialisation in der Lokalsprache sprachlich gut integriert sind. Solche Erkenntnisse verdanken wir nicht zuletzt Studien aus Nordamerika: Ab Beginn des 20. Jahrhunderts bis heute wurden in diesem Einwanderungskontext *par excellence* die gesellschaftlichen Eingliederungsprozesse der Eingewanderten und ihrer Nachkommen über mehrere Generationen hinweg beobachtet und wissenschaftlich untersucht, unter anderem auch unter soziolinguistischen Gesichtspunkten. Zu erwähnen sind insbesondere die Studien des US-amerikanischen Soziolinguisten Joshua A. Fishman. Er war es, der in den 1970er Jahren das *three-generation model of language assimilation* prägte: Das Modell beschreibt den Übergang zum (ausschliesslichen) Gebrauch der englischen Lokalsprache durch die europäischen Eingewanderten in den USA innerhalb von drei Generationen (Fishman et al. 1966; Fishman 1972, 1980: 175).

Was aber ist mit der Herkunftssprache<sup>2</sup> der Zugewanderten? Muss sie im Verlauf dieses Prozesses zwingend verschwinden, oder wird sie von den Nachkommen der ImmigrantInnen weiter gepflegt, zusätzlich zur Lokalsprache? Stellt sie ein Hindernis dar im Prozess der Integration? Oder unterstützen Kenntnisse dieser Sprache die Nachkommen der Zugewanderten darin, eine bi-kulturelle Identität zu entwickeln und daraus Nutzen zu ziehen? Fördern sie in diesem Sinne vielleicht gar deren Integration eher als dass sie sie behindern?

Bei Fishman, d.h. im Kontext der europäischen Einwanderung in die USA im 20. Jahrhundert, erscheint der Bilingualismus als Charakteristik der zweiten Generation, als ein zeitlich beschränktes und relativ unbedeutendes Phänomen zwischen einer monolingualen Ausgangs- und Endsituation. Die neusten Studien im US-Kontext (Alba et al. 2002; Alba und Nee 2003; Stevens 1992) bestätigen zwar grundsätzlich Fishmans Modell, konstatieren aber bei den heute untersuchten „neuen“ ImmigrantInnengruppen asiatischer und lateinamerikanischer Herkunft beträchtliche Unterschiede was den angeblichen Monolingualismus in der dritten Generation angeht: Gerade die spanische Sprache scheint sich in den berücksichtigten Einwanderungsgruppen<sup>3</sup> doch recht häufig bis in die dritte Generation halten zu können.

<sup>1</sup> Mit *Lokalsprache* (*langue locale*, abgekürzt *LL*) bezeichnen wir in diesem Text die am Wohnort offiziell gesprochene Sprache (vgl. auch Kapitel 1.3 Schlüsselbegriffe).

<sup>2</sup> Mit *Herkunftssprache* bzw. *heritage language* (*langue d'origine/héritée*, abgekürzt *LOH*) bezeichnen wir in diesem Text die Standard- und regionalen Varietäten der Sprachen, die in den Herkunftsländern der Eingewanderten gesprochen und gegebenenfalls auch von ihnen im Einwanderungsland sozialisierten Nachkommen erworben werden (vgl. auch Kapitel 1.3 Schlüsselbegriffe).

<sup>3</sup> Dominikanische, kubanische und mexikanische *Communities* in den USA.

Mit Blick auf Europa weiss man heute wenig über das sprachliche Repertoire der dritten Eingewandertengeneration. Man kann sich fragen, inwieweit Fishmans Modell – ohne dessen Gültigkeit im untersuchten US-Kontext bestreiten zu wollen – der Realität hier und jetzt, im vielsprachigen Europa, gerecht wird. Denn viel stärker als in Nordamerika sind hier viel- und gemischtsprachige Kontexte eine Realität; zum Teil bestehen sie seit langem, zum Teil haben sie durch Migration an Bedeutung gewonnen.

Dies trifft auch in der historisch vielsprachigen und jetzt stark von Immigration geprägten Schweiz zu. Hier sind die Enkelkinder der – vorwiegend italienischen und spanischen – „FremdarbeiterInnen“, die in den 1950er und 60er Jahren eingewandert sind, mittlerweile daran, zu jungen Erwachsenen heranzuwachsen. Dies bietet erstmals Gelegenheit zu untersuchen, wie sie sich in die Gesellschaft eingefügt haben, in die ihre Grosseltern damals eingewandert sind – auch in sprachlicher Hinsicht. Mit Bezug auf diese jungen Menschen – die, wie in der Regel schon ihre Eltern, in der Schweiz geboren sind und hier ihr bisheriges Leben verbracht und die Schule besucht haben – nach deren sprachlicher Integration zu fragen, macht allerdings wenig Sinn: Man kann davon ausgehen, dass diese jungen Menschen gemessen an ihren Kenntnissen der Lokalsprache „perfekt integriert“ sind. Interessanter ist aber die allgemeinere Frage nach dem sprachlichen Repertoire der Enkel der Eingewanderten: Inwiefern beherrschen und gebrauchen sie neben der Lokalsprache weitere Sprachen fliessend, namentlich die Herkunftssprache ihrer zugewanderten Grosseltern? Und wie wirkt sich ein solches mehrsprachiges Repertoire gegebenenfalls auf ihre Identität, auf ihr Selbstverständnis als Nachkommen Zugewanderter und insbesondere auf ihr nationales Zugehörigkeitsgefühl aus?

Antworten auf diese Fragen suchten wir im Rahmen eines Forschungsprojekts,<sup>4</sup> dessen Gesamtdesign im Folgenden kurz vorgestellt werden soll. In diesem Text gehen wir aber anschliessend nur einem Teilaspekt unserer Untersuchung nach, und zwar legen wir unser Augenmerk hier auf die praktischen und vor allem die identitären Bedeutungen und Funktionen, die die Sprache ihrer Grosseltern (bzw. gegebenenfalls ihre Zwei-/Mehrsprachigkeit) für die Jugendlichen italienischer und spanischer Abstammung in dritter Generation hier und jetzt haben kann.<sup>5</sup>

Nach einer theoretischen Annäherung an den Begriff der Identität und den Zusammenhang zwischen Identität und Sprache (2) werden Ergebnisse unserer Analyse vorgestellt (3): Wir zeigen zunächst anhand unserer Daten verschiedene Funktionen und Bedeutungen auf, welche die LOH – bzw. die (mehr- oder weniger) praktizierte Zwei-/Mehrsprachigkeit – für die befragten Jugendlichen hat. Anschliessend untersuchen wir die spezifische Bedeutung, welche Sprachkenntnisse bei nationalen Identifikationen spielen.

<sup>4</sup> Das Projekt mit dem Titel *Intergenerationeller Spracherhalt im Migrationskontext und Sprachgebrauch von Jugendlichen der dritten Generation in der Schweiz* wurde von Dr. Rosita Fibbi (Universität Neuchâtel) und Prof. Marinette Matthey (Universität Grenoble) unter Mitarbeit von Cristina Bonsignori, Maud Merle und Chantal Wyssmüller in den Jahren 2007 und 2008 durchgeführt. Es wurde vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) im Rahmen des nationalen Forschungsprogramms (NFP) 56 *Sprachenvielfalt und Sprachkompetenz in der Schweiz* unterstützt.

<sup>5</sup> Weitere Ergebnisse unserer Studie werden – unter anderem thematischem Blickwinkel – andernorts präsentiert und diskutiert: Fibbi, Matthey und Wyssmüller [forthcoming] fokussiert im Gegensatz zum vorliegenden Text die Angehörigen der ersten und zweiten Generation, also Grosseltern und Eltern, und berichtet von deren Verhältnis zu LOH und LL und ihren Wünschen und Strategien bezüglich der Weitergabe der LOH an Kinder und Enkel. Wyssmüller und Fibbi [forthcoming] gibt einen Überblick über die LOH-Kenntnisse und den Sprachgebrauch der befragten Jugendlichen der dritten Generation und geht auf die Frage ein, wovon diese Kenntnisse und Praktiken beeinflusst werden.

Abschliessend synthetisieren wir die Hauptkenntnisse und präsentieren einige Schlussfolgerungen (4).

## 1.1 Fragestellung und Hypothesen

Sprachliche (Nicht-) Assimilation vollzieht sich immer in einem spezifischen linguistischen, historischen und geographischen Kontext. Die Bedeutung dieser kontextuellen Dimension scheint aber bis anhin in der Fachliteratur mehrheitlich vernachlässigt worden zu sein. Unserer Studie liegt die Hypothese zugrunde, dass der europäische Kontext im Vergleich zum nordamerikanischen den intergenerationellen Spracherhalt im Migrationskontext stärker begünstigt – weil hier Mehrsprachigkeit eine weiter verbreitete Realität ist, ihr generell mehr Anerkennung zukommt und gemischtsprachigen Situationen mehr Platz eingeräumt wird.

Dabei bleibt selbstverständlich unbestritten, dass die Lokalsprache im Sprachgebrauch von ImmigrantInnen und ihren Nachkommen längerfristig zur klar dominierenden Sprache wird. Es geht hier auch keinesfalls darum, diese Entwicklung zu negieren oder abzuwerten; sie ist unabdingbar und begünstigt ohne Zweifel die gesellschaftliche Integration der Zugewanderten und ihrer Familien. Unser Forschungsprojekt zielte vielmehr darauf ab, zu beobachten und genauer zu verstehen, ob und unter welchen Bedingungen dieser alltägliche und berechtigterweise vorherrschende Gebrauch der Lokalsprache mit dem Erhalt und Gebrauch der Herkunftssprache – innerhalb oder ausserhalb des familiären Umfelds – einhergeht, und welche praktische und identitäre Bedeutung im heutigen Europa der Zwei- oder Mehrsprachigkeit im Migrationskontext zukommt.

Konkret ging es in der Studie um die sprachlichen Praktiken in Familien italienischer und spanischer ArbeitsmigrantInnen, die in den 1950er und 1960er Jahren in die Schweiz eingewandert sind: Wie entwickelten sie sich im Verlauf der Zeit, über drei Generationen hinweg? Spricht die dritte Generation, also die Enkel der Zugewanderten, die Sprache ihrer Grosseltern (noch)? Hatten bzw. haben die Grosseltern dieser Jugendlichen den Wunsch, die Herkunftssprache an ihre Kinder und Enkel weiterzugeben, und welche Strategien verfolg(t)en sie zu diesem Zweck? Wie handhab(t)en es diesbezüglich die Eltern, also die zweite Generation? Und: Welche praktische und identitäre Bedeutung hat diese (Familien-)Sprache hier und jetzt für die Jugendlichen der dritten Generation? In welchem Zusammenhang steht sie mit ihren nationalen Zugehörigkeitsgefühlen? Dies die Hauptfragen, die unsere Forschung leiteten.

Die Sprachvermittlungsabsichten ihrer Eltern und Grosseltern wie auch die Resonanz, die diese Intentionen bei den Jugendlichen der dritten Generation in der Schweiz finden, dürften, so die Hypothese, wesentlich dadurch beeinflusst sein, dass eine funktionale Mehrsprachigkeit<sup>6</sup> im heutigen Europa unter mehreren Gesichtspunkten durchaus wünschenswert und nahe liegend erscheint. Zunächst gibt es praktische und affektive Gründe für die Aufrechterhaltung innerfamiliärer Mehrsprachigkeit: Die Grosseltern übernehmen heute häufig eine aktive Rolle bei der Betreuung der Enkelkinder. Dies dürfte – insbesondere wenn die Interaktionen (auch) in der Herkunftssprache stattfinden – sowohl den Erwerb von Grundkenntnissen in dieser Sprache wie auch den Aufbau einer

<sup>6</sup> Man spricht von *funktionaler Mehrsprachigkeit*, wenn kontextabhängige und an bestimmte Aufgaben gebundene kommunikative Ziele in mehreren Sprachen erreicht werden können. Für eine ausführlichere Definition siehe Kapitel 1.3 (Schlüsselbegriffe).

affektiven Verbundenheit mit dieser Sprache begünstigen. Hinzu kommt, dass in vielen Familien mit Migrationshintergrund enge transnationale Beziehungen und Aktivitäten zu beobachten sind, in die in vielen Fällen auch die dritte Generation involviert ist. Diese z.T. auch affektiven Beziehungen verleihen den Kenntnissen und dem Gebrauch der Herkunftssprache Aktualität und geben ihnen Sinn.

Weiter dürften auch Aspekte des ausserfamiliären Kontextes eine Rolle spielen: Zum einen ist mittlerweile die wissenschaftliche Erkenntnis der 1960er Jahre, wonach Mehrsprachigkeit in keiner Weise nachteilig, sondern im Gegenteil sogar mit kognitiven Vorteilen assoziiert ist (Peal und Lambert 1962), in breite Bevölkerungsschichten diffundiert. Zum anderen hat sich auch das Wissen darum weit verbreitet und verankert, dass Mehrsprachigkeit heute auf dem Arbeitsmarkt als „Schlüsselkompetenz“ gilt und insbesondere auch unter ökonomischem Gesichtspunkt sehr hoch bewertet wird. Diese zunehmend positive Bewertung der Mehrsprachigkeit im gesellschaftlichen Diskurs hat dazu geführt, dass manche Eltern heute geradezu ausgeklügelte Strategien anwenden, um ihre Kinder möglichst vielsprachig aufwachsen zu lassen. Und nicht zuletzt ist auch aus politischer Perspektive die innerstaatliche sprachliche Homogenisierung – ein politisch gesteuerter Prozess, der mit der Nationalstaatenbildung seinen Anfang nahm – heute kaum mehr ein opportunes Ziel: In einer durch Kommunikation und Mobilität mehr und mehr vernetzten Welt erscheint Einsprachigkeit je länger je weniger als vorteilhafte Eigenschaft weder einer einzelnen Person noch einer Gesellschaft oder Bevölkerungsgruppe.

Die hier kurz erläuterten Prämissen haben wir im Rahmen unseres Forschungsprojekts der Realität unserer „Forschungsobjekte“ – italienische und spanische ImmigrantInnen der ersten Generation und ihre Kinder und Enkel – gegenübergestellt, um Hinweise darauf zu erhalten, inwiefern sie heute in der Schweiz Gültigkeit haben. Wir wollten konkret Aufschluss darüber erhalten, welche Bedeutung in den einzelnen Familien der Weitervermittlung der Herkunftssprache beigemessen wird. Unser Forschungsinteresse galt zum einen den Intentionen, Strategien und Modalitäten der Sprachvermittlung und Identitätsreproduktion, welche ImmigrantInnen der ersten Generation (im Folgenden: **G1**) und deren Kinder, also die sogenannte zweite Generation (**G2**) in Bezug auf ihre Nachkommen, die Angehörigen der dritten Generation (**G3**) entwickeln und umsetzen bzw. der Art und Weise, wie diese begründet werden. Zum anderen wollten wir den Sprachgebrauch von Jugendlichen ebendieser dritten Generation unter die Lupe nehmen und in diesem Zusammenhang auch aufzeigen, ob, und wenn ja inwiefern, die Beherrschung bzw. der Gebrauch der Herkunftssprache im identitären Prozess eine Rolle spielt. Dies unter der Annahme, dass Sprache ein wichtiges identitätskonstituierendes und -stützendes Element ist (vgl. Kapitel 2).

## 1.2 Methodik und Sample

Unsere Studie stützt sich auf Ansätze und Methoden qualitativer Sozialforschung. Das Datenerhebungsdispositiv setzte sich aus den folgenden drei Elementen zusammen:

- Halbstrukturierte Interviews in Familien italienischer und spanischer Herkunft (mit je einem/einer Angehörigen der ersten, zweiten und dritten Generation)
- Standardisierter Kurzfragebogen am Ende der Interviews

- Fokusgruppengespräche mit Lehrpersonen des Unterrichts in heimatlicher Sprache und Kultur (HSK)<sup>7</sup>

In insgesamt 32 Familien italienischer und spanischer Herkunft, wohnhaft in den Agglomerationen Basel und Genf, wurden halbstrukturierte Interviews (vgl. Flick 2005) mit pro Familie je einem Vertreter oder einer Vertreterin der ersten, zweiten und dritten Generation geführt – also insgesamt 96 Interviews (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1: Interviewte Familien nach Wohnort und Herkunftsland der Grosseltern (G1)

Wohnort / Herkunftsland G1	Italien	Spanien	Total
Raum Basel	10	5	15
Raum Genf	10	7	17
<b>Total Familieninterviews</b>	20	12	<b>32</b>
<b>Total Einzelinterviews</b>	60	36	<b>96</b>

Ergänzend wurde vor Beginn der eigentlichen Datenerhebung in Basel und in Genf je ein Fokusgruppengespräch mit Lehrpersonen des HSK-Unterrichts Italienisch und Spanisch durchgeführt. Dies mit dem doppelten Ziel, die sprachliche Wirklichkeit der Jugendlichen der dritten Generation besser kennenzulernen und unsere Forschung in jenen Kreisen vorzustellen, die uns bei der Suche nach Teilnehmenden möglicherweise behilflich sein würden. In Basel konnten wir zudem eine HSK-Klasse mit einem grossen Anteil SchülerInnen der dritten Generation besuchen. Das Gespräch mit diesen Jugendlichen war nützlich im Hinblick auf die Vorbereitung des Interviewleitfadens.

Die Interviews waren darauf ausgerichtet, Informationen zu folgenden Themenfeldern zu generieren: Spracherwerb und -gebrauch der Befragten im Verlauf ihres Lebens (Sprachbiographie), Weitergabe der Herkunftssprache in der Familie, Einstellung gegenüber Sprachen und Mehrsprachigkeit. Bei den Jugendlichen (Enkelkindern) wurden zudem nationale Zugehörigkeitsgefühle thematisiert.

Die Methode, nach der die Interviewleitfäden konzipiert<sup>8</sup> und die Gespräche geführt wurden, kommt jener des „problemzentrierten Interviews“ (Witzel 2000) am nächsten. Angestrebt wurde ein auf die genannten Themen fokussiertes, semi-strukturiertes Interview mit bedeutenden narrativen Elementen. Die Befragten sollten zunächst zum Thema „Sprachen in ihrem Leben“ möglichst frei erzählen, angeregt durch Einstiegsfragen. Dies darum, weil eine freie, selbststrukturierte Erzählung einen sehr umfassenden, strukturierten Zugang zur subjektiven Erfahrung der Befragten erlaubt und gut aufzeigt, was für *sie* am Bedeutendsten ist. Man geht davon aus, dass das freie Erzählen eine sehr ursprüngliche Form der Reflexion darstellt und zudem hilft, die Antworten kontextuell einzubetten – die oder der Befragte gibt nicht einfach Antworten auf isolierte, aus dem Lebenskontext gerissene Fragen, sondern bettet sie in einen Kontext ein (Flick 2005). In einer zweiten Phase wurde mit Vertiefungsfragen anhand des

<sup>7</sup> Im Unterricht in Heimatlicher Sprache und Kultur (HSK) erweitern mehrsprachige Kinder und Jugendliche ihre Kompetenz in der Erstsprache und bauen Kenntnisse über die Kultur ihres Herkunftslandes auf. Die Kurse sind ein freiwilliges Unterrichtsangebot, ergänzend zur Volksschule. Der Unterricht wird von den Botschaften oder Konsulaten der Herkunftsländer, von privaten Vereinen oder von Gemeindegemeinschaften organisiert und finanziert. Die Organisation der Kurse erfolgt in Zusammenarbeit mit den lokalen Schulbehörden (vgl. etwa Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt 2008).

<sup>8</sup> Für jede der drei Generationen wurde ein spezifischer Leitfaden erarbeitet.

Leitfadens erreicht, dass alle relevanten Themenfelder zur Sprache kamen. Um sicherzustellen, dass im Rahmen aller Gespräche bestimmte (soziodemographische) Basisinformationen zur interviewten Person erhoben werden (Vergleichbarkeit), kam am Schluss des Interviews ein kurzer standardisierter Fragebogen zum Einsatz.

Die Interviews wurden von zweisprachigen Interviewerinnen geführt. Sie waren angewiesen, das Gespräch wenn immer möglich in Italienisch bzw. Spanisch zu führen, wobei die InformantInnen aber jederzeit auch die Möglichkeit hatten, in die Lokalsprache (Schweizerdeutsch bzw. Französisch) zu wechseln. Die Interviews fanden bei den Familien zuhause statt und dauerten zwischen 30 Minuten und zweieinhalb Stunden.<sup>9</sup> Die Gespräche wurden jeweils als Audio-Datei festgehalten und anschliessend nach zuvor festgelegten Regeln wörtlich transkribiert.

Unsere qualitative Studie verfolgte nicht das Ziel, repräsentative Ergebnisse zu generieren. Jedoch sollte das qualitative Sample eine möglichst grosse Variationsbreite umfassen, weshalb wir für die Suche nach teilnehmenden Familien zunächst ein *purposive sampling*<sup>10</sup> (vgl. etwa Flick 2005) ins Auge fassten. Dieses sollte sich am Vorwissen orientieren, das wir im Rahmen einer Literaturreview erarbeitet hatten.

Das Profil der idealerweise zu befragenden Personen (zu erfüllende „Mindestanforderungen“) war das Folgende:

**1. Generation (G1, Grosseltern):** Beide Partner sind italienischer oder spanischer Herkunft und in den 1950er/60er Jahren in die Schweiz eingewandert. Sie haben mindestens eine Tochter/einen Sohn, die/der (grösstenteils) in der Schweiz aufgewachsen ist, die/der heute selber mindestens ein Kind im Alter von 12-18 Jahren hat und in (der Region) Genf oder Basel wohnt. Die Grosseltern haben ihren Wohnsitz ebenfalls vorzugsweise in Genf oder Basel.

**2. Generation (G2, Eltern):** Mindestens ein Elternteil ist Tochter/Sohn von ImmigrantInnen mit dem oben beschriebenen Profil (also grösstenteils in der Schweiz aufgewachsen). Die Staatsbürgerschaft(en) spielen keine Rolle. Die Eltern haben mindestens ein Kind im Alter von 12-18 Jahren. Die Familie (oder mindestens das befragte Kind mit einem Elternteil) wohnt in (der Region) Genf oder Basel. Die Partnerschaft/Eltern können bezüglich Migrationshintergrund „gemischt“ sein (d.h. beide italienische oder spanische Secondo/as, ein Elternteil Schweizer/in ohne Migrationshintergrund oder anderer Herkunft). Befragt wird aber immer jener Elternteil, der Tochter/Sohn befragter Grosseltern ist.

**3. Generation (G3, Jugendliche):** Kind/Enkelkind von Befragten mit oben beschriebenen Profilen, 12-18-jährig.

Zudem setzten wir uns zum Ziel, ein entlang der in Tabelle 2 aufgelisteten Kriterien möglichst diversifiziertes Sample zu realisieren (möglichst Einbezug von Vertreter/inne/n unterschiedlicher/entgegengesetzter Ausprägungen).

<sup>9</sup> Die Gespräche mit den Jugendlichen (G3) dauerten in der Regel zwischen 30 und 45 Minuten.

<sup>10</sup> *Purposive sampling* meint eine Stichprobendefinition, bei der das Material nach bestimmten (z.B. demographischen) Kriterien zusammengestellt wird. Es wird beispielsweise darauf geachtet, dass sich eine bestimmte Verteilung solcher Kriterien in der Bevölkerung in der ausgewählten Stichprobe abbildet. Die Kriterien werden vor der Erhebung des Materials entwickelt und festgelegt (vgl. Flick 2000; Flick 2005).

Tabelle 2 : Angestrebte Diversifizierung des Samples

Kriterium	Ausprägung 1	Ausprägung 2
Wohnquartier	"Mittelschicht-Quartier"	"Arbeiterquartier"
Bildungsstand der Eltern	Eher hoch	Eher tief
In der Familie gesprochene Sprache	Standardsprache	Regionalsprache/Dialekt
Partnerschaft der Eltern (2. Generation)	Gleichsprachig <sup>11</sup>	Gemischtsprachig <sup>7</sup>
Geschlecht der Jugendlichen (3. Generation)	♀	♂

Wie zu erwarten war konnte das Sample nicht in dieser gewünschten Idealform verwirklicht werden, namentlich was den hohen Variationsgrad betrifft. Da es sich als beträchtliche Herausforderung erwies, innert nützlicher Frist genügend Familien zu finden, in denen drei unserem Mindestanforderungsprofil entsprechende Personen bereit und zeitlich disponibel waren für ein Interview, ging das geplante *purposive sampling* in ein Sampling nach „Schneeball-Methode“ über. Als Ausgangspunkte bei der Suche nach Kontakten zu möglichen Studienteilnehmenden wählten wir allerdings gezielt unterschiedliche „Vermittlungsstellen“, um möglichst zu vermeiden, dass ausschliesslich Angehörige desselben sozialen Netzwerks an der Studie teilnehmen.<sup>12</sup> Um Kontaktvermittlung gebeten wurden:

- Grosseltern: Italienische/spanische ImmigrantInnenvereinigungen, Missione cattolica
- Eltern: Gewerkschaften
- Enkel: HSK-Lehrpersonen

Was die in diesem Text fokussierten jugendlichen G3 betrifft, umfasst das realisierte Sample insgesamt 19 weibliche und 13 männliche Jugendliche zwischen 8 und 21 Jahren.<sup>13</sup> Zwanzig Jugendliche haben Grosseltern italienischer und zwölf solche spanischer Herkunft. Sie wohnten zum Zeitpunkt des Interviews mit ihren Familien in den Agglomerationen Basel und Genf (vgl. Tabelle 3).

Tabelle 3: Die 32 befragten Jugendlichen (G3) – Eigenschaften

Alter :	8 - 21 Jahre
Geschlecht :	19 ♀; 13 ♂
Herkunft der Grosseltern :	20 Italien ; 12 Spanien
Wohnort :	15 Raum Basel; 17 Raum Genf
Partnerschaft der Eltern :	14 gleichsprachig; 18 gemischtsprachig

Die transkribierten Interviews wurden mithilfe des Programms max.qda codiert und analysiert.<sup>14</sup> Ausserdem wurde pro Familie ein Dokument erstellt, welches die zur betreffenden Familie erhobenen Informationen zusammenfasst und die interviewten

<sup>11</sup> Gleichsprachig meint, dass beide Elternteile dieselbe LOH haben. Bei gemischtsprachigen Eltern hat nur ein Elternteil die betreffende LOH, der andere hat eine andere oder keine LOH.

<sup>12</sup> Dies ist uns in Bezug auf die italienischen Familien in Basel am wenigsten gut gelungen: Hier wurde eine Mehrheit der Familien italienischer Herkunft von derselben Person vermittelt. Das „italienische“ Basler Teil-Sample ist in diesem Sinne etwas stärker von der Schneeball-Methode geprägt und weist daher mehr Familien mit ähnlichem Profil (v.a. hinsichtlich Wohnquartier und Bildungsstand der Eltern) auf als die anderen Teil-Samples, was bei der Interpretation zu berücksichtigen ist.

<sup>13</sup> Wobei der Grossteil zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 11 und 16 Jahre alt war.

<sup>14</sup> Es wurde ein Code-System erarbeitet und anschliessend die Aussagen der InformantInnen einem oder mehreren dieser Codes zugeordnet, mit dem Ziel einer thematischen Strukturierung und anschliessenden inhaltlichen Analyse der Daten.

Personen kurz charakterisiert. Diese „Familienbeschreibungen“ wurden für die Analyse ebenfalls beigezogen.

## 1.3 Schlüsselbegriffe

### 1.3.1 Lokalsprache, Herkunftssprache, *heritage language*

In den ersten Studien zu sprachlichen Aspekten der Migration in der Schweiz, durchgeführt in den 1980er Jahren von Georges Lüdi und Bernard Py mit ihrem Forschungsteam (Lüdi 1987; Lüdi und Py 1984, 1986; Py 1987), war von *langue d'origine* und *langue d'accueil* die Rede. Vor allem die letztere Bezeichnung erscheint mit Blick auf Menschen, die in der Schweiz geboren und aufgewachsen sind (G2, G3) unpassend. Wir ersetzen sie darum im Rahmen dieser Studie durch das neutralere *langue locale* (LL), Lokalsprache. Zur Bezeichnung der Sprache der Eingewanderten ist der Begriff Herkunftssprache (*langue d'origine*) treffend für die Grosseltern, gerade noch akzeptabel in Bezug auf deren Kinder (die zweite Generation), jedoch definitiv unpassend mit Blick auf die Enkel, also die dritte Generation. Hier scheint es angebrachter, von *heritage language* zu sprechen, wie das im nordamerikanischen Kontext geschieht (vgl. Kagan 2007; Suarez 2007). Dieser schlecht ins Deutsche übersetzbare Begriff meint eine Sprache (Sprachvarietät), die sich von der Lokalsprache unterscheidet und die im familiären Umfeld, in der Regel im Verlauf der primären Sozialisation, erlernt wurde (d.h. zumindest verstanden wird). Der Einfachheit und besseren Lesbarkeit halber haben wir uns dafür entschieden, zur Bezeichnung der Herkunftssprache der Grosseltern bzw. der *heritage language* für die G2 und G3, in unserem Fall also Italienisch bzw. Spanisch, durchgehend die Abkürzung LOH (*langue d'origine/héritée*) zu verwenden.<sup>15</sup>

Wichtig scheint uns zudem die Präzisierung, dass der Begriff LOH in unserem Verständnis ein ganzes Kontinuum von Varietäten abdeckt, an dessen einem Pol eine reine Dialektvarietät und am anderen die Standardvarietät zu finden ist. Die italienische Soziolinguistik kennt, problematisiert und theoretisiert die Vorstellung eines Kontinuums und betont mit Blick auf den italo-romanischen Sprachbereich v.a. Hybridisierungsphänomene und die Kontinuität zwischen diesen beiden Polen (Berruto 1993, 1999; Depau 2008). Im Gegensatz dazu hat im ibero-romanischen Sprachbereich die post-frankistische politische Geschichte zu soziolinguistischen Kontexten geführt, die eher eine Betonung der Unterschiedlichkeiten zwischen den Varietäten begünstigten – jene der autonomen Regionen innerhalb Spaniens (Katalonien, Baskenland und Galizien) werden

<sup>15</sup> Die Verwendung der Begriffe *Muttersprache* oder *Erst-/Zweitsprache* im Rahmen unserer Studie haben wir aus folgenden Überlegungen verworfen:

Der Begriff *Muttersprache/langue maternelle* ist in der Soziolinguistik des Sprachkontakts wie auch in der Sprachdidaktik seit längerem als für wissenschaftliche Zwecke ungeeignet erkannt worden. Dabène verweist auf die unterschiedlichen Bedeutungen, die dieser Ausdruck transportieren kann (Sprache der Mutter, zuerst erworbene Sprache, „natürlich“ erworbene Sprache, bestbeherrschte Sprache etc.), und schlussfolgert: „la co-occurrence de ces deux termes [i.e. « langue » und « maternelle »] ne peut qu'engendrer la confusion et il ne faut pas s'étonner dès lors de la difficulté rencontrée dans la définition précise d'un concept qui ne correspond en fait à aucune réalité scientifiquement maîtrisable“ (Dabène 1994 : 15).

Von *Erst- und Zweitsprache(n)* zu sprechen schien uns im Rahmen unserer Studie darum unpassend, weil diese Begriffe v.a. im Bereich der Sprachdidaktik zur Anwendung kommen und im Allgemeinen auf einen formellen Spracherwerb (Sprachunterricht bzw. schulisches Sprachenlernen) verweisen. Unsere Studie hingegen schliesst auch informellen Spracherwerb ein.

denn auch nicht als Dialekte, sondern als eigentliche Sprachen begriffen und auch so bezeichnet (Garabato und Rodríguez-Yáñez 2000). Wir gehen im Rahmen unserer Studie davon aus, dass die von den italienischen wie auch von den spanischen Grosseltern (G1) gesprochenen Varietäten jeweils ein Kontinuum darstellen und machen vereinfachend keinen Unterschied zwischen nationaler Standardsprache und Dialekt bzw. Regionalsprache – die Bezeichnung LOH umfasst jeweils beides.

### 1.3.2 Funktionale Mehrsprachigkeit

Traditionellerweise wurde Bilingualismus in Zusammenhang mit Kompetenz gedacht: Zweisprachig ist, wer über „muttersprachliche“ Kompetenzen in zwei Sprachen verfügt. Ab den 1980er Jahren kam dann der Begriff des *funktionalen Bilingualismus* auf (Grosjean 1982; Lüdi und Py 1986). In dieser Begrifflichkeit schlug sich die theoretisch vollzogene Unterscheidung und Entkoppelung der Begriffe Kompetenz und Kommunikationsfähigkeit nieder. So spricht man von funktionaler Zweisprachigkeit, wenn kontextabhängige und an bestimmte Aufgaben gebundene kommunikative Ziele in zwei Sprachen erreicht werden können. In diesem Sinne kann es zum Beispiel Ausdruck eines funktionalen Bilingualismus sein, wenn interagierende Personen die Sprache der anderen verstehen, sie selber aber nicht sprechen.

Im aktuellen Kontext von Globalisierung und Migration kommt eher das Konzept der funktionalen Zwei-/Mehrsprachigkeit denn der traditionelle Bilingualismusbegriff zur Anwendung. Dabei wird Sprache in einem handlungstheoretischen Rahmen konzeptualisiert (pragmatische Konzeption) und nicht, wie in der strukturalistischen Perspektive, als Sprachsystem, das mehr oder weniger gut beherrscht werden kann.

Das Hauptmerkmal funktionaler Mehrsprachigkeit ist, dass sie auf partiellen Kompetenzen basiert, wobei „partiell“ auf eine begrenzte, nicht perfekte Beherrschung einer Sprache verweist. Dies entweder hinsichtlich der Art sprachlicher Aktivität (Sprache verstehen vs. selber produzieren, mündliche vs. schriftliche Äusserung) oder hinsichtlich eines Lebensbereichs (Familie, Schule, Freundeskreis etc.) der mit bestimmten Aufgaben und kommunikativen Zielen verbunden ist (Konversation in der Familie, Chat im Internet, wissenschaftliches Schreiben, etc.). Im Rahmen einer solchen Konzeptualisierung funktionaler Mehrsprachigkeit werden Sprachkompetenzen nicht als eine absolute individuelle Fähigkeit, sondern als relativ aufgefasst: Um sie bestimmen zu können, müssen auch die Beziehungen zwischen dem Individuum und den herrschenden „sprachlichen Regimes“ berücksichtigt werden. Ein sprachliches Regime besteht aus Erwartungen betreffend des Verhaltens der AkteurInnen in einem bestimmten Kontext und aus den Normen und Werten, die den betreffenden Sprachen in diesem Kontext zugeschrieben werden (vgl. etwa Blommaert et al. 2005). In diesem Verständnis kann eine im einen Kontext völlig angemessene Kompetenz – etwa das in einer Familie in Genf gesprochene Italienisch – in einem anderen, beispielsweise schulischen Kontext als ungenügend beurteilt werden: Die Kriterien bezüglich Norm und Sprachverhalten sind in den beiden Kontexten nicht dieselben (vgl. etwa auch Gogolin 2008: 5-6).

## 2 Identität und Sprache

Während man sich von den möglichen praktischen Vorteilen des Vertrautseins mit einer LOH, bzw. generell des Zweisprachigseins, unmittelbar eine Vorstellung machen kann, liegt die potentielle identitäre Funktion von Sprachkenntnissen und Sprachgebrauch – allgemein und speziell im Migrationskontext – nicht unmittelbar auf der Hand. Es bedarf daher vorab einer Einführung in theoretische Konzeptionen der Identität und des

Verhältnisses zwischen Identität und Sprache: Wie werden die potentiellen Funktionen von Sprache in identitären Prozessen theoretisch konzipiert und in der wissenschaftlichen Literatur dargestellt?

## 2.1 Identität – Identifikation

Angesichts der Tatsache, dass der Begriff *Identität* in allen möglichen wissenschaftlichen und alltäglichen Zusammenhängen verwendet wird und sich dahinter bei weitem nicht immer „identische“ Konzeptionen verbergen (vgl. etwa Brubaker 2006: 31ff; Richter 2006: 89ff), erscheint es notwendig und nützlich, diesen Begriff zu Beginn kurz zu diskutieren und zu definieren, wie wir Identität zum Zweck dieser Analyse verstehen und in diesem Text verwenden wollen.

Zunächst: Mit der Identität einer Person (oder auch eines Kollektivs) meinen wir nichts Statisches, sondern das sich immer wieder verändernde Produkt eines kontinuierlichen Vorgangs, des Prozesses der Identitätskonstruktion bzw. –aufrechterhaltung (vgl. z.B. Wodak et al. 1998: 48). Für das Subjekt ist Zweck und Ziel dieses Prozesses, (möglichst befriedigende) Antworten zu geben auf die Frage „Wer bin ich? Was macht mich einmalig, einzigartig, unverwechselbar?“ Identität hat also zweifellos mit Selbstdefinition zu tun.

Die Aspekte, die das jeweilige Subjekt in seiner Einzigartigkeit ausmachen, sind zahlreich und ausgesprochen vielfältig. Ausserdem müssen sie auch nicht immer gleich bleiben – zumindest einzelne davon können sich im Lauf der Zeit verändern. Im individuellen identitären Prozess geht es folglich darum, diesen verschiedenen und z.T. veränderlichen Charakteristiken des „Ich“ eine gewisse Kohärenz zu verleihen, eine gewisse Kontinuität und Konstanz der eigenen Persönlichkeit über die Zeit herzustellen und aufrechtzuerhalten. Dies geschieht in ständiger Selbstbefragung, in der Interpretation und Fortschreibung der eigenen Lebens-Erzählung (Giddens 1991; Sciolla 2000). Dabei muss ein Individuum die „realen“ Erfahrungen – das, was es „draussen in der Welt“ erlebt – in seine Lebens-Erzählung integrieren, sie in diese Geschichte über sich selbst „hineinsortieren“. Identität im Sinne von Selbstdefinition ist also das – immer vorläufige – Ergebnis routinemässiger reflexiver Aktivitäten eines Individuums. A. Giddens hat für diese alltäglichen Verfahren bewusster und unbewusster Art, mit denen Individuen sich ihrer selbst vergewissern und sich selbst definieren, den Begriff „Identitätsarbeit“ geprägt. Das provisorische Produkt dieser Arbeit ist „the self as reflexively understood by the person in terms of her or his biography“ (Giddens 1991: 54).

Dieses Verständnis von Identität als individuelle Selbstdefinition scheint im Wesentlichen kompatibel mit jenem des Entwicklungspsychologen Erik H. Erikson. Dieser spricht aber noch weitere wichtige Charakteristika des identitären Prozesses an. Er umschreibt den Prozess der Identitätskonstitution wie folgt: „...in psychologischen Ausdrücken wendet die Identitätsbildung einen Prozess gleichzeitiger Reflexion und Beobachtung an, einen Prozess, der auf allen Ebenen des seelischen Funktionierens vor sich geht, durch welches der Einzelne sich selbst im Lichte dessen beurteilt, wovon er wahrnimmt, dass es die Art ist, in der andere ihn im Vergleich zu sich selbst und zu einer für sie bedeutsamen Typologie beurteilen; während er ihre Art, ihn zu beurteilen, im Lichte dessen beurteilt, wie er sich selbst im Vergleich zu ihnen und zu Typen wahrnimmt, die für ihn relevant geworden sind.“ (Erikson 1970: 18, 19) Damit spricht Erikson an, dass jede Selbstdefinition

- mit Bezug auf „die anderen“ erfolgt
- neben Selbst- auch Fremdzuschreibungen integriert, und

- immer auch für das jeweilige Subjekt bedeutsame Zugehörigkeiten zu sozialen Kategorien und Gruppen<sup>16</sup> beinhaltet.

Identitätskonstruktion erfolgt also interaktiv – beteiligt sind sowohl das Individuum, das sich – unter Berücksichtigung von Fremdzuschreibungen – ein Bild von sich selbst erarbeitet, als auch die Gesellschaft, welche Identitätsangebote zur Verfügung stellt, die das Individuum annehmen und zur Selbstidentifikation nutzen kann (vgl. Wicker 2008: 14). Betrachten wir diese bedeutenden Aspekte der Identitätskonstitution kurz etwas näher.

## 2.2 Soziale Identität: Die Bedeutung von Gruppenzugehörigkeiten

Sciolla (2000) spricht von der personalen und der sozialen Dimension der individuellen Identität: Die personale Dimension verweist auf das Sich-Unterscheiden-Wollen von den anderen, auf das Betonen der Andersartigkeit, Einzigartigkeit, Unverwechselbarkeit der eigenen Person. Die soziale Dimension hat mit wahrgenommener Gleichheit zu tun, mit dem Sich-Wiedererkennen in und Sich-Identifizieren mit sozialen Gruppen oder Kategorien. Beides geschieht immer mit Bezug auf „andere“ (Gruppen oder Individuen): Identität konstituiert sich mittels Identifikation (Gleichsetzung) mit und Abgrenzung von anderen. Oder wie Centlivres (1986: 106) es formuliert: „l'identité est un processus constant d'identification de soi par le détournement de l'autre et de l'autre par rapport à soi“.

Dies führt uns zunächst zur Bedeutung der Fremdzuschreibungen. Nicht nur identifiziert sich das Individuum mit anderen bzw. grenzt sich von ihnen ab, um sich selbst zu definieren (Selbstzuschreibung), sondern es schreibt im gleichen Zug auch den „anderen“ Eigenschaften bzw. ordnet sie Kategorien zu und beeinflusst damit bis zu einem gewissen Grad deren Selbstbild. Und die „anderen“ tun selbstredend dasselbe, was sich wiederum auf die Selbstdefinition unseres Individuums auswirkt. Diese Vorgänge deuten auf die „lokative“ Funktion des identitären Prozesses hin (Sciolla 2000), oder, in der Terminologie Richters (2006: 105ff), auf die Funktion der „Positionierung [des Individuums] im sozialen Raum“. Positionierung verweist dabei nicht nur auf die Wahl der eigenen Position durch Selbstzuschreibung, sondern auch auf Positionierung des Individuums durch Zuschreibungen (Identitätsangebote) seitens anderer bzw. der Gesellschaft (Fremdpositionierung).

Für das Verständnis der Bedeutung, die Gruppenzugehörigkeiten bei der Konstitution der individuellen Identität haben, kann das Konzept und die *Theorie der sozialen Identität* von H. Tajfel und J.C. Turner hilfreich sein. Der Ausgangspunkt der Arbeiten H. Tajfels war die Einsicht, dass die Diskussionen rund um das Konzept der individuellen Identität oft einen bedeutenden Aspekt der Selbstdefinition einer Person vernachlässigten, nämlich die Tatsache, dass jedes Individuum „Mitglied“ einer Vielzahl sozialer Gruppen<sup>17</sup> ist und – wichtiger – dass diese Mitgliedschaft sich in positiver oder negativer Weise auf das Selbstbild auswirkt (vgl. etwa Tajfel 1982: 101). Zur Bezeichnung dieser

<sup>16</sup> Erikson spricht von „Typologie“ und „Typen“.

<sup>17</sup> „Gruppe“ definiert Tajfel dabei als eine „kognitive Entität, die für das Individuum zu einem bestimmten Zeitpunkt von Bedeutung ist“ (Tajfel 1982: 101). Es handelt sich also nicht (unbedingt) um Gruppen, die durch unmittelbare Beziehungen (*face-to-face relationships*) zwischen den Mitgliedern charakterisiert sind, sondern eher um Kategorien von Personen, denen ein Individuum sich zuordnet bzw. denen es von anderen zugeordnet wird.



„Gruppenmitgliedschaft mit Konsequenzen für den identitären Prozess“ prägte Tajfel den Begriff der „sozialen Identität“: „Ausgehend von der Prämisse, dass jede Person im Verlauf des Sozialisierungsprozesses eine Vorstellung erwirbt von Wertunterschieden zwischen verschiedenen Gruppen/Kategorien, definierte er soziale Identität als jenen „Teil des Selbstkonzeptes eines Individuums, der sich aus seinem Wissen um seine Mitgliedschaft in sozialen Gruppen und aus dem Wert und der emotionalen Bedeutung ableitet, mit der diese Mitgliedschaft besetzt ist.“ (Tajfel 1978: 63; Tajfel 1982: 102)<sup>18</sup>

Auf dem Konzept der sozialen Identität aufbauend entwickelten Tajfel und Turner (1986) dann die Theorie der sozialen Identität (*social identity theory*). Sie geht davon aus, dass ein Individuum, "zumindest in unserer Gesellschaftsform, nach einem zufriedenstellenden Selbstkonzept oder Selbstbild strebt." (Tajfel 1982: 101) Teil des Selbstkonzepts ist wie dargelegt die soziale Identität, also das Wissen um die Zugehörigkeit zu verschiedenen sozialen Gruppen/Kategorien und das Wissen um deren gesellschaftliche Bewertung. Da eine positive soziale Identität wesentlich zu einem zufriedenstellenden Selbstbild beiträgt, möchten die Menschen ihre soziale Identität möglichst stärken oder aufwerten. Dies kann laut Tajfel und Turner dadurch geschehen, dass die „eigenen“ Gruppen/Kategorien (*in-groups*) mit anderen, als relevant erachteten Gruppen/Kategorien (*out-groups*) entlang bestimmter Dimensionen verglichen werden und sich dabei die „eigenen“ positiv von den Vergleichsgruppen abheben. Dieser Vergleichsprozess zur Aufwertung der sozialen Identität vollzieht sich aber nur unter bestimmten Bedingungen: Das Individuum muss die betreffenden Gruppenzugehörigkeiten internalisiert, d.h. in sein Selbstkonzept integriert haben; die betreffenden Gruppenzugehörigkeiten müssen in diesem Moment (der Situation) und/oder im entsprechenden Kontext für die Person bedeutsam sein; und die Vergleichsgruppen müssen als relevant wahrgenommen werden. Wenn nun die Zugehörigkeit zu einer Gruppe nicht oder nicht mehr zu einer positiven sozialen Identität beiträgt, dann wird das Individuum dazu tendieren, diese Gruppe „psychologisch und/oder objektiv“ (Tajfel 1982: 107) zu verlassen; es sei denn, das Verlassen der Gruppe sei aus irgendeinem "objektiven" Grund nicht möglich oder es stehe mit wichtigen Werten, die selbst Teil seines akzeptierbaren Selbstbildes sind, nicht in Einklang. Wenn das Verlassen der Gruppe mit letztgenannten Schwierigkeiten verbunden ist, dann sind wiederum mindestens zwei Lösungen möglich: Das Individuum kann seine Interpretation der Attribute der Gruppe so verändern, dass ihre negativ bewerteten Merkmale (z.B. niedriger Status) entweder gerechtfertigt sind oder akzeptabel werden, oder es kann die Situation so akzeptieren, wie sie ist, und sich an sozialen Aktionen beteiligen, die zu wünschenswerten Veränderungen der Situation führen. Auch verschiedene Kombinationen der beiden Strategien sind möglich (vgl. Tajfel 1982: 103f).

Nach dieser kurzen theoretischen Diskussion soll hier nun kurz zusammengefasst werden, wie individuelle Identität im Rahmen dieses Texts verstanden wird:

<sup>18</sup> Tajfel weist nachdrücklich auf die Tatsache hin, dass die soziale Identität nur einen begrenzten Teil des Selbstkonzepts einer Person darstellt, und dass sie nur für begrenzte Aspekte des sozialen Verhaltens relevant ist: „Es besteht kein Zweifel daran, dass das Selbstbild oder Selbstkonzept eines Individuums sowohl in seinem Inhalt als auch in seinen Implikationen unendlich viel komplexer ist als die "soziale Identität", so wie wir sie hier definiert und umschrieben haben. [...] Wir nehmen an, dass das Bild, das Personen über sich in Beziehung zur sie umgebenden sozialen und physischen Welt haben, so reichhaltig und komplex es auch immer sein mag, zumindest in *einigen* Aspekten durch ihre Mitgliedschaft in bestimmten sozialen Gruppen oder Kategorien beeinflusst wird. Einige dieser Mitgliedschaften sind dabei bedeutsamer als andere, und einige können in ihrer Bedeutsamkeit in Abhängigkeit von der Zeit und einer Vielzahl sozialer Situationen variieren.“ (Tajfel 1982: 102) [Hervorhebung im Original]

Identität ist das (immer provisorische) Produkt eines stetigen dynamischen Prozesses – sie wird vom Subjekt in routinemässiger Reflexionsarbeit andauernd neu konstruiert. Dies geschieht in Verfahren bewusster und unbewusster Art, mit denen ein Individuum sich seiner selbst vergewissert und sich selbst definiert – mit Bezugnahme auf andere (Individuen und Gruppen) und unter Berücksichtigung von Fremdzuschreibungen sowie der eigenen Zugehörigkeit zu bedeutsamen sozialen Gruppen. Ziel des identitären Prozesses ist es, die vielfältigen Aspekte der eigenen Existenz zu integrieren und – angesichts bzw. trotz stetiger Veränderung im Zeitverlauf – eine gewisse Kohärenz, Kontinuität und Konstanz des unverwechselbaren „Ich“ herzustellen und aufrechtzuerhalten. Es geht für das Subjekt darum, seine Lebenserfahrungen so in eine persönliche Lebenserzählung „hineinzusortieren“, dass in dieser Erzählung seine bisherigen Erfahrungen (Vergangenheit) als mit dem aktuellen „Ich“ (Gegenwart) wie auch mit einem in die Zukunft projizierten Selbstentwurf verbunden und kohärent erscheinen (Giddens 1991; Sciolla 2000). Oder wie es Charles Taylor formuliert: "In order to have a sense of who we are, we have to have a notion of how we have become, and of where we are going." (Taylor 1989)

Wie fühlt sich Identität an? Laut Giddens fühlt ein Individuum mit einem einigermaßen stabilen Identitätsgefühl eine biographische Kontinuität, welche es reflexiv zu erfassen in der Lage ist und welche es auch – mehr oder weniger gut – anderen kommunizieren kann (Giddens 1991: 54). Erikson (1970: 169f) beschreibt das optimale Identitätsgefühl schlicht als psychologisches Wohlbefinden. Seine deutlichsten Bestandteile seien das Gefühl, im eigenen Körper zuhause zu sein, das Gefühl, „zu wissen wohin man geht“, und eine innere Überzeugung von der antizipierten Bestätigung durch die, auf die es einem ankommt.

### 2.3 Diskursive Konstruktion von Gruppenidentitäten

Etwas abstrakter als individuelle sind kollektive Identitäten – es handelt sich dabei um diskursiv konstruierte *imagined communities* (Anderson 1991), also um gesellschaftlich konstruierte und kontinuierlich reproduzierte Zugehörigkeit zu einem Raum und/oder einer sozialen Gruppe (Wodak et al. 1998). Diese Zugehörigkeiten werden vom Individuum in seine Selbstdefinition integriert und bilden Komponenten seiner sozialen Identität.

Bei der Theoretisierung dieser Phänomene spielte die *boundary theory* des Anthropologen Frederik Barth (1969) eine wichtige Rolle (vgl. Richter 2006: 138f; Waters 1990: 17). Sie richtete den Fokus auf die Prozesse der Konstruktion und Aufrechterhaltung von Grenzen und weg von der Charakterisierung des abgegrenzten „Inhalts“ (Raum, soziale Gruppe). Dabei treten die Phänomene Selbst- und Fremdzuschreibung als entscheidende Elemente bei der Konstruktion von Zugehörigkeit hervor: Anhand von wahrnehmbaren bzw. wahrgenommenen Differenzen werden Individuen von anderen in Kategorien oder Gruppen eingeteilt (Fremdzuschreibung/-identifikation) bzw. sie drücken ihre (Nicht-) Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen oder Kategorien durch das aktive Markieren entsprechender Unterschiede in sozialen Interaktionen aus (Selbst-Identifikation). Falls letzteres absichtlich und vom Individuum selbstgewählt geschieht, verdeutlicht diese selbstbestimmte Grenzziehung, dass das Individuum mit den anderen Gruppenmitgliedern bestimmte Werte oder Rollen teilt. Die Werte oder Rollen, mit denen es sich identifiziert, hätten aber nicht die gleiche Bedeutung, stünden sie nicht in Abgrenzung zu anderen Werten und Rollen: Identifikation und Grenzziehung gehen Hand in Hand (vgl. auch Centlivres 1986).

Barth beschäftigte sich insbesondere mit der Konstruktion von *Ethnizität* bzw. der Aufrechterhaltung *ethnischer* Gruppengrenzen; sein theoretischer Ansatz ist aber im

Prinzip auf Zugehörigkeitskonstruktionen aller Art (Staat, Nationalität, Geschlecht etc.) anwendbar.

## 2.4 Ethnische Identität und nationale Identität

Während im US-Kontext des *Melting Pot* ethnische Zugehörigkeit traditionell im Vordergrund stand und insbesondere seit Beginn des 20. Jh ein beliebtes Objekt sozialwissenschaftlicher Forschung im Immigrationskontext ist, wurde das Phänomen der diskursiv konstruierten Gruppenzugehörigkeit im Vielstaaten-Europa im Wesentlichen unter dem nationalen Gesichtspunkt wahrgenommen, erforscht und dargestellt. Was ist unter ethnischer, was unter nationaler Identität zu verstehen und in welchem Verhältnis stehen diese beiden Konzepte zueinander?

Bis in die 1970er Jahre wurde ethnische Zugehörigkeit in den Sozialwissenschaften meist als zeitlich stabile Kategorie begriffen, die auf Abstammung beruht. In der Nachfolge Frederik Barths wurde ethnische Identität dann mehr und mehr als situationsbezogen dargestellt und der Blick auf die besonderen sozialen Kontexte und Strukturen gerichtet, unter deren Einfluss Individuen situationsbedingt ethnische Identitäten „mobilisieren“ (*situational ethnicity*).<sup>19</sup>

Auch nationale Abgrenzung und nationalstaatliche Zugehörigkeit funktioniert nach dem von Barths *boundary theory* vorgegebenen Muster. Als neue kollektive Identitätsangebote gewannen Nationalität und Staatsbürgerschaft im 18. und 19. Jahrhundert an Bedeutung (Wicker 2008: 15). In der Konzeption von Wodak et al. (1998: 38) und Thiesse (1999) basiert die Nation, verstanden als symbolische Gemeinschaft, auf einer "nationalen Erzählung", welche von AkteurInnen in (institutionalisierten) Kontexten hervorgebracht und reproduziert wird. Auf diesen nationalen Abgrenzungsdiskurs stützt sich der Nationalstaat, und er trägt als Institution nicht nur dazu bei, die nationale "Story" stetig aufrechtzuerhalten und fortzuschreiben, sondern konstruiert und reproduziert auch die kollektive nationale Identität, indem er jedem Individuum nationale Zugehörigkeit zuschreibt,<sup>20</sup> welche es in seine Selbstdefinition integriert. In diesem Sinne tritt nationale Identität in der heutigen, nationalstaatlich organisierten Welt als wesentlicher Teil der (multiplen) sozialen Identität eines Individuums hervor.

<sup>19</sup> Bis heute existieren zahlreichen Definitionen von ethnischer Gruppe, Ethnizität und ethnischer Identität. Sie lassen sich auf einem Kontinuum ansiedeln (vgl. Liebkind 1999: 141): Am einen Pol wird Ethnizität durch irrationale, fest verankerte Zugehörigkeits- und Loyalitätsgefühle in Bezug auf die eigene Familie/Verwandtschaft/Sippe, ein Territorium oder eine Religionsgemeinschaft definiert; in diesem Verständnis erscheint die ethnische Zugehörigkeit den Individuen selbstverständlich, zeitlich stabil und bleibt in der Regel unhinterfragt. Am anderen Pol des Definitionskontinuums stützt sich ethnische Zugehörigkeit allein auf Selbstzuschreibung – eine ethnische Gruppe/Kategorie bilden demnach jene Personen, die sich selber als ihr zugehörig wahrnehmen und definieren (Giles 1979: 253). Dieses Verständnis betont den Aspekt der Veränderlichkeit und Situationalität von Ethnizität und ethnischer Identität: Menschen bekennen sich demnach vor allem dann zu ihrer ethnischen Identität, wenn es ihnen in irgendeiner Weise nützlich erscheint. Wenn ihre persönliche Sicherheit und ihr Wohlbefinden durch die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Kategorie bedroht sind, werden sie sich hüten, sich mit ihr zu identifizieren.

<sup>20</sup> Sciolla (2000) weist allgemeiner auf das Phänomen hin, dass Institutionen und Kollektive die Individuen sozialen Kategorien zuordnen, die sie als relevant ansehen (ethnischen, nationalen, Berufskategorien usw.). Die Institution „Nationalstaat“ definiert in diesem Sinne jede Person als Angehörige eines oder mehrerer Nationalstaaten und schreibt sie so – in einer im Alltag vielfach wirksamen Weise – nationalen Kategorien zu. Diese institutionell zugeschriebene und in unserem Alltag kontinuierlich reproduzierte nationale Gruppenzugehörigkeit integrieren wir in unsere Selbstdefinition, sie wird Teil unserer sozialen Identität.

Beide Kategorien – Ethnizität wie auch Nationalität – sind also in einem kontinuierlichen Abgrenzungsdiskurs gesellschaftlich konstruierte kollektive Identitätsangebote, die von den Individuen im Sinne einer Komponente ihrer sozialen Identität in ihre Selbstdefinition integriert werden können. In welchen Kategorien die Menschen ihre sozialen Identitäten denken, hängt vom jeweiligen gesellschaftlichen Kontext ab. Im aus vielen Nationalstaaten zusammengesetzten Europa stehen nationale Staatszugehörigkeiten und Zugehörigkeitsgefühle im Vordergrund, während im nordamerikanischen Kontext (wenige grosse, stark durch Einwanderung geprägte Nationalstaaten) Zugehörigkeit eher in ethnischen bzw. pan-ethnischen Kategorien (*Hispanics* bzw. *Latinos*, *Asian* bzw. *African Americans* etc.) gedacht wird. Beidenorts spielt aber das Abstammungskriterium in einem *common sense*-Verständnis von Ethnizität bzw. Nationalität nach wie vor eine wichtige Rolle. Viele Menschen in Europa – das zeigte sich auch im Rahmen unserer Interviews – verstehen ihre nationale Zugehörigkeit im Sinne einer auf Abstammung beruhenden ethnischen Identität; die politische Dimension des Nationalstaats wird weitgehend ausgeblendet. Dabei dürfte eine Rolle spielen, dass nationale Zugehörigkeit in weiten Teilen Europas, gerade auch in der Schweiz, traditionell auf (bluts-) verwandtschaftlicher Abstammung basiert (*ius sanguinis*). Dieser mächtige institutionelle Diskurs wirkt sich zweifelsohne auf die individuellen Konzeptionen aus.

Ob „nationale Identität“ im von internationaler Migration und Mobilität geprägten Europa von heute, oder „ethnische Identität“ im Kontext europäischer Einwanderung nach Nordamerika – der Gegenstand des Interesses ist also im Grunde derselbe. Die ethnischen Gruppen europäischer Herkunft in Nordamerika (*Irish Americans*, *Italian Americans* etc.) finden in Europa ihre Entsprechung in national definierten Einwanderungsgruppen (ItalienerInnen oder SpanierInnen in der Schweiz). Oder anders gesagt: Ethnizität ist mit Blick auf weisse NordamerikanerInnen das, was im europäischen Kontext gemeinhin in nationalen Kategorien gedacht wird – eine im Wesentlichen auf Abstammung beruhende Gruppenzugehörigkeit.

Daher scheint es uns angebracht und im Hinblick auf unsere Analyse fruchtbar, im Folgenden ein paar Erkenntnisse zum sozialen Phänomen der ethnischen Identifikation kurz anzuführen, die aus der sozialwissenschaftlichen Forschung im US-Kontext hervorgegangen sind. Wir können sie dann unseren Erkenntnissen bezüglich nationaler Identifikation im europäischen Einwanderungskontext gegenüberstellen – unter der soeben erläuterten Annahme, dass es sich im Grunde um dasselbe Phänomen handelt.

Barths interaktionistischem Ansatz folgend verstehen wir Ethnizität und ethnische Identität (bzw. nationale Identität mit Bezug auf den europäischen Kontext) im Rahmen dieser Studie als einen „processus continu de dichotomisation entre membres et outsiders, demandant à être exprimée et validée dans l'interaction sociale“ (Poutignat und Streiff-Fenart 1995: 123). Eine ethnische bzw. nationale Identität basiert also nicht nur darauf, dass sie von einem Individuum in sozialer Interaktion ausgedrückt und für sich reklamiert wird (Selbst-Identifikation) – damit sie Gültigkeit und Bestand hat, muss sie gleichzeitig von den „anderen“ (vom jeweiligen adressierten Publikum) anerkannt und bestätigt werden (Fremd-Identifikation).<sup>21</sup>

<sup>21</sup> Vgl. dazu auch die Diskussion der Unterscheidung zwischen *personal* und *enacted identity* (Baldwin und Hecht 1995) in Joseph (2004: 80-83). Joseph kommt zum Schluss: „The self or selves that the individual wants to project is of great interest, but our understanding of it is severely limited if we try to cut it off from how that person's identity is received and interpreted – 'read' (...) – by others.“ (Joseph 2004: 83)



#### 2.4.1 *Symbolic ethnicity* bei späteren Einwanderungsgenerationen

Die bis in die 1920er Jahre massenweise in die USA eingewanderten EuropäerInnen und ihre Nachkommen boten im Verlauf des 20. Jhs den SoziologInnen Gelegenheit, langfristige soziale Eingliederungsprozesse zu studieren. Daraus gingen im Verlauf der Zeit und je nach theoretischem Ansatz unterschiedliche Erkenntnisse hervor (vgl. Waters 1990: 4).

Zunächst kam man aus einer assimilationistischen Perspektive heraus zum Schluss, dass die in den Einwanderungsgruppen (*ethnic communities*) zunächst beobachtete ethnische Gruppenidentität im Zuge der „strukturellen Assimilation“ verschwinden würde: Mit abnehmender Wohnsegregation, geringerer ethnischer Segmentierung des Arbeitsmarkts, vermehrter Heirat über Gruppengrenzen hinweg, sozialer Mobilität und zeitlicher sowie generationeller Entfernung von den ursprünglichen ImmigrantInnen würde die ethnische Herkunft im Verlauf der Zeit unvermeidlich an Vitalität und Bedeutung verlieren. Milton Gordon (1964) argumentierte, dass der Assimilationsprozess und das allmähliche Verschwinden ethnischer Gruppen nicht zuletzt aufgrund der Tatsache vorangetrieben werde, dass die Primärgruppen (also insbesondere Familien und Nachbarschaften), welche die individuelle Sozialisation entscheidend prägen, ethnisch immer heterogener würden. Zudem, so ein weiteres Argument, würden Individuen sich, wenn die Rekrutierung von Arbeitskräften mehr und mehr nach universalistischen Kriterien wie Fähigkeit und Bildung denn nach ethnischen Zuschreibungen erfolge, stärker unter Rückgriff auf soziale denn auf ethnische Kategorien definieren.

Ab den 1970er Jahren brachte Barths *boundary theory* dann eine Fülle von Forschungen hervor, die ethnische Identität als situationsbezogen darstellten und die sich mit den besonderen sozialen Kontexten und Strukturen beschäftigten, unter deren Einfluss Individuen situationsbedingt ethnische Identitäten „mobilisieren“ (*situational ethnicity*). Die späteren Generationen weisser AmerikanerInnen europäischer Abstammung, so argumentierten die AutorInnen dieser Studien, hätten angesichts der durch Intergruppen-Heirat „vermischten“ Herkunft ihrer Vorfahren und angesichts des Wegfalls ethnischer Diskriminierung, die ihre Chancengleichheit einschränken könnte, die Möglichkeit, sich die ethnische Herkunft eines/einer oder mehrerer ihrer Vorfahren wie im Supermarkt frei auszusuchen, um sich symbolisch mit dieser Gruppe (bzw. diesen Gruppen) zu identifizieren (*dime store ethnicity*). Herbert Gans (1979) entwickelte die Idee einer solchen symbolischen Ethnizität (*symbolic ethnicity*) weiter, einer „gewählten“ ethnischen Identität, die das Leben weisser AmerikanerInnen der späteren Immigrationsgenerationen nur dann beeinflusst, wenn sie es selbst wünschen (Waters 1990: 7, 17). Zensus- und Umfragedaten aus den 1980er Jahren bestätigten, dass ein Grossteil der Nachkommen europäischer ImmigrantInnen in dritter und vierter Generation sich tatsächlich weiterhin ethnisch mit ihren eingewanderten Vorfahren identifizierte; die Daten vermochten allerdings nicht zu erklären, wie die Menschen dazu kommen, sich aus mehreren Möglichkeiten eine (oder mehrere) ethnische Identität(en) auszusuchen und zuzulegen, und was diese Ethnizität(en) ihnen bedeuten. Mary C. Waters (1990) ging diesen Fragen in einer qualitativen Studie nach, und es gelang ihr, das komplexe und dynamische soziale Phänomen (symbolischer) ethnischer Identifikation bei weissen Mittelklasse-AmerikanerInnen umfassend und aufschlussreich zu beschreiben. Eine Hauptidee ihrer Arbeit war, dass es für viele weisse AmerikanerInnen der dritten und vierten

Generation schlicht attraktiv zu sein scheint, zusätzlich zur amerikanischen<sup>22</sup> eine (europäische) ethnische Identität zu haben bzw. diese in bestimmten Situationen „zur Schau zu stellen“, auch wenn sie diese Identität inhaltlich kaum noch bzw. nur unter Rückgriff auf Stereotypen zu definieren vermögen und sie sich auf die wichtigen Bereiche ihres Lebens in keiner Weise auswirkt. Diese symbolische europäische „Herkunftsidentität“ legen sich die weissen AmerikanerInnen dritter und vierter Generation nota bene zusätzlich zu ihrer amerikanischen Identität zu, welche für die meisten absolut vorherrschend ist, die sie aber mehr im politischen denn im ethnischen Sinn definieren. Die amerikanische Identität steht somit in keiner Weise im Gegensatz zur symbolischen, ethnischen Herkunftsidentität der Vorfahren.

Laut Waters erfüllt eine derartige symbolische ethnische Identität für ihre InformantInnen wichtige sozialpsychologische Funktionen: In einem kreativen Akt können sie sich aus mehreren Optionen eine (oder mehrere) ethnische Identität(en) auswählen, was ihnen dann das Gefühl gibt, etwas Spezielles, Originelles zu sein und gleichzeitig ihr Bedürfnis befriedigt, zu einem Kollektiv zu gehören – allerdings, und das ist entscheidend, zu einer „Gemeinschaft“, die die eigene Individualität in keiner Weise beeinträchtigt. Eine symbolische ethnische Identität vermag demnach die gegensätzlichen Bedürfnisse der weissen AmerikanerInnen nach Individualität und Gemeinschaft gleichermaßen zu erfüllen, und dies ohne dass dafür soziale Kosten zu bezahlen sind.<sup>23</sup>

Das Besondere an dieser Art von symbolischer ethnischer Identifikation ist, dass sie nur sehr bedingt auf die Bestätigung durch gesellschaftliche Akteure angewiesen ist. Fremdzuschreibungen, etwa aufgrund des Familiennamens oder der physischen Erscheinung, scheinen zwar auch bei der Entscheidung für eine symbolische ethnische Identität eine nicht geringe Rolle zu spielen (Waters 1990: 57ff), wie wir später noch sehen werden, doch zur Befriedigung des spezifischen psychologischen Bedürfnisses, durch das diese Art von Identifikation motiviert ist, kann die Selbst-Identifikation genügen – die für sich in Anspruch genommene Identität muss nicht unbedingt von anderen bestätigt werden.

Die Tatsache, dass weisse AmerikanerInnen heute eine beachtliche Entscheidungsfreiheit geniessen in der Frage, ob sie sich a) eine spezifische ethnische Identität zulegen oder sich ausschliesslich als „US-amerikanisch“ definieren wollen, und b) mit welcher Ethnizität ihrer Vorfahren sie sich gegebenenfalls identifizieren wollen, wurde laut Waters durch die kontinuierliche soziale Mobilität der Nachkommen der europäischen ImmigrantInnen im Verlauf des 20. Jh ermöglicht. Diese soziale Mobilität hätte, so Waters, entscheidend dazu beigetragen, dass die sozialen Kosten einer Identifikation mit europäischen ImmigrantInnengruppen im US-Kontext heute sehr gering sind. Die sozialen Positionen, die Anfang des 20. Jh von den europäischen ImmigrantInnen besetzt wurden, haben

<sup>22</sup> – die für die meisten primär ist, die sie aber mehr im politischen denn ethnischen Sinn definieren und die somit in keiner Weise im Gegensatz zur ethnischen Herkunftsidentität der Vorfahren steht.

<sup>23</sup> Waters weist nachdrücklich darauf hin, dass dies für Angehörige der nicht-weissen ethnischen Minderheiten in den USA eben *nicht* gilt – im Gegensatz zu denjenigen ihrer InformantInnen basieren deren ethnische Identitäten nicht hauptsächlich auf freier Entscheidung, sind nicht vorwiegend symbolisch und mitnichten kostenlos. Und sie liefert auch Erklärungselemente: „As long as racial or ethnic identity is associated with class stratification, or as long as ascriptive characteristics are used to assign rewards in society, ethnic identity will be much more complex than individual choice and selective personal and familial enjoyment of tradition.“ (Waters 1990: 165)

inzwischen nicht-weiße ImmigrantInnen- und Minderheitengruppen eingenommen bzw. nie verlassen können.

Man kann sich im Hinblick auf unsere Analyse nun fragen, ob Waters' Erkenntnisse nicht auch, zumindest teilweise, auf die von uns befragten Jugendlichen der dritten Eingewandertengeneration in der Schweiz anwendbar sind. Ist für sie die nationale Identität ihrer Grosseltern ebenfalls mehr Option denn von aussen zugeschriebenes und sozial wirksames Merkmal? Inwiefern haben auch sie (kostenlos) die Wahl, eine oder mehrere nationale Identitäten anzunehmen oder aber sich als einer pluralistischen Schweizer Gesellschaft zugehörig zu definieren? Wie entscheiden sie sich? Und: Schliesst das eine das andere aus?

Diese Fragen interessieren uns insbesondere mit Blick auf die Rolle, die LOH-Kenntnisse und Mehrsprachigkeit dabei spielen könnten. Denn bestätigt sich unsere Studienhypothese, würden sich „unsere“ G3 in diesem Punkt klar von Waters' InformantInnen unterscheiden. Für die weissen AmerikanerInnen der dritten und vierten Generation ist die Sprache ihrer Vorfahren bloss noch eine ferne Kindheitserinnerung (wenn überhaupt), die sie höchstens mit der familiären Vergangenheit, nicht aber mit hier und jetzt präsenten *fellows ethnics* verbindet. Sie hat für die Selbst-Identifikation im Sinne einer symbolischen ethnischen Identität kaum eine Bedeutung (Waters 1990: 116-118). Was aber, wenn – zum Beispiel in der Schweiz – die LOH in einer Einwanderungsgruppe noch deutlich gegenwärtiger wäre, und wenn ausserdem rege transnationale Verbindungen ins Herkunftssprachgebiet bestünden?

Die Fragen, denen wir im Folgenden nachgehen wollen, lauten also: Ist die Identifikation mit der nationalen Herkunft der Grosseltern bei „unseren“ G3 ebenfalls bloss noch symbolischer Art? Ist eine solche symbolische nationale Identifikation für G3 im vielsprachigen und transnational vernetzten Europa genauso „kostenlos“ möglich wie in Nordamerika?

#### 2.4.2 Nationale Identität bei Jugendlichen im Migrationskontext

Der individuelle identitäre Prozess ist, wie wir gesehen haben, nie abgeschlossen. Die Adoleszenz wird aber häufig als eine Phase der besonders intensiven Selbstdefinition bezeichnet – das Konstruieren der eigenen Identität ist in diesem Lebensabschnitt für den jungen Menschen von zentraler Bedeutung.<sup>24</sup> Die Jugendlichen experimentieren mit verschiedenen sozialen Rollen, beschäftigen sich intensiv mit Werten und Normen, erwägen unterschiedliche Lebensentwürfe und Gruppenzugehörigkeiten. In dieser Phase des Übergangs ins Erwachsenenleben und der Ablösung von der Primärgruppe kommt der Peergruppe als einer Art „Familienersatz“ besondere Bedeutung zu: Während sie bis anhin die Weltbilder und Vorstellungen integrierten, die ihnen von für sie bedeutsamen Erwachsenen vermittelt wurden, werden die Jugendlichen jetzt selbstbestimmter und orientieren sich vermehrt an den Peers. Auch werden sie sich – indem sie vermehrt mit Peers in Kontakt kommen, die sich in mancher Hinsicht von ihnen unterscheiden – ihrer eigenen, von der familiären Herkunft geprägten Besonderheiten bewusster. Gerade im Fall von Jugendlichen mit Migrationshintergrund nimmt die Identitätskonstruktion in Bezug auf zugeschriebene und selbstgewählte nationale Zugehörigkeiten einen besonderen Platz ein. Im Vergleich der eigenen Lebensansätze und Werte, der eigenen Persönlichkeit mit jenen anderer (Peers) werden sich die jungen Menschen gewahr, dass ihr eigener

<sup>24</sup> Erikson (1970: 20) spricht von der "normativen Krise" in der Adoleszenz.

„nationaler Hintergrund“ sie in gewissen Punkten anders machte als andere, oder aber ähnlich wie solche mit vergleichbarem Hintergrund (Waters 1990: 45). Welche Bedeutung nationalen Zugehörigkeiten im Einzelfall tatsächlich zukommt, hängt allerdings im Wesentlichen auch davon ab, als wie bedeutsam sie im sozialen Umfeld der Jugendlichen erscheinen.

Was unsere InformantInnen angeht, Jugendliche der dritten Eingewandertengeneration in der Schweiz, so sind sie – wie wir alle – tagtäglich dem mächtigen nationalen Diskurs ausgesetzt. Der von vielen besuchte *Unterricht in heimatlicher Sprache und Kultur (HSK)* oder auch die unter nationalen Kategorien ablaufenden Sportveranstaltungen wie etwa Fussballweltmeisterschaften sind beispielsweise „Schauplätze“, wo explizit zur Konstruktion und Reproduktion kollektiver nationaler Identität beigetragen wird. Man kann also vermuten, dass nationale Zugehörigkeit für diese Jugendlichen – zumindest in gewissen Situationen – eine durchaus relevante Komponente ihrer sozialen Identität darstellt.

### 2.5 Sprache als Identitätsmarker

Mit diesen theoretischen Grundlagen zu verschiedenen Dimensionen der Identität können wir uns nun der theoretischen Konzeptualisierung des Zusammenhangs bzw. der Wechselwirkungen zwischen Identität und Sprache zuwenden. Wie und unter welchen Umständen wird durch Sprache Identität ausgedrückt? Wie und unter welchen Bedingungen bedienen wir uns der Sprache, um Gruppenzugehörigkeit zu markieren? Welche Funktion hat dieses Verhalten im identitären Prozess?

Wie wir gesehen haben, markieren soziale Akteure durch die Betonung bestimmter Merkmale/Differenzen die Grenzen zwischen sozialen Gruppen, um die Wahrnehmung ihrer (Nicht-) Zugehörigkeit von innen wie auch von aussen sicher zu stellen. Diesen Zugehörigkeits- bzw. Abgrenzungssymbolen oder „Markern“ wird identitätsstiftende Wirkung zugeschrieben (Centlivres 1986; Wicker 2008: 15). Sprache kann in diesem Sinne als Differenz-/Grenzmarker funktionieren: Anhand ihrer sprachlichen Handlungen kann eine Person von anderen einer Gruppe/Kategorie zugeordnet werden, und sie selber kann durch ihren Sprachgebrauch Gruppenzugehörigkeiten, und damit Aspekte ihrer sozialen Identität preisgeben. Sprache ist somit zu den identitätsstiftenden Symbolen zu zählen.<sup>25</sup>

In vielen Definitionen von Ethnizität und auch von Nationalität figuriert Sprache als eine Hauptkomponente (vgl. etwa Fishman 1977). Dies hängt damit zusammen, dass man sich im Zuge der Nationalstaatenbildung das Funktionieren von Sprache als Identitätsmarker ganz gezielt zunutze gemacht hat: Es wurden nationale Standardsprachen kodifiziert und sprachlich homogenisierte Nationalstaaten angestrebt. So wurde die Sprache in weiten Teilen der Welt zu einem Erkennungszeichen für nationale Zugehörigkeit und wirkt bis heute in bestimmten Kontexten und Situationen als Marker *nationaler* Identität.<sup>26</sup>

<sup>25</sup> Als solches ist sie allerdings nur eines von vielen und kann ohne Weiteres durch andere Grenzmarker ersetzt werden (Dorian 1999; Le Page und Tabouret-Keller 1985: 237f; Liebkind 1999). Ihre Spezifität liegt höchstens darin, dass eine „verlorene“ ethnische/nationale Sprache nicht so einfach wiederzuerwerben ist wie andere Marker ethnischer/nationaler Identität.

<sup>26</sup> Für eine ausführliche Diskussion der Funktion von Sprache bei der Konstruktion nationaler Identität in historischer Perspektive vgl. Joseph (2004: 92-131).

Die Prozesse des Markierens von Identität durch sprachliche Handlungen sollen im Folgenden etwas näher betrachtet werden.

Wie wir gesehen haben, leiten wir das Verständnis unserer selbst zu einem grossen Teil davon ab, wie andere auf uns reagieren. Selbstdefinition besteht darin, die Reaktion anderer auf uns selbst zu interpretieren und gleichzeitig die anderen mit „stabilen“ Hinweisen über unsere Identität zu versorgen (Giles et al. 1979: 356). Lüdi (1995: 209) spricht von *Spuren der Identität*, aufgrund derer man andere bestimmten Kategorien oder Prototypen zuordnet bzw. von anderen solchen zugeordnet wird. Unter Spuren der Identität versteht Lüdi Manifestationen des Seins und Handelns einer Person, die in sozialen Interaktionen sichtbar und von anderen wahrgenommen werden. Sprachliche Äusserungen – und zwar nicht nur deren Inhalt, sondern gerade auch deren Form (Idiom, Varietät, Akzent) – können als solche Spuren der Identität aufgefasst werden.<sup>27</sup> Sie sind ein wahrnehmbares Zeichen der Zugehörigkeit – aufgrund eines Akzents kann man jemanden als „Fremden“ identifizieren, ein bestimmter Dialekt verweist auf die Beziehung der/des Sprechenden zu einem bestimmten Raum (Dorf, Region), das Wechseln zwischen Sprachen macht deutlich, dass jemand zwei- oder mehrsprachig ist, also mehreren (national konnotierten) Sprachgemeinschaften gleichzeitig bzw. der Kategorie der Mehrsprachigen angehört.

Die Verwendung sprachlicher Marker bietet dem Individuum somit eine funktionale Möglichkeit, den anderen das eigene Selbst als stabil und geordnet zu präsentieren. Oder anders herum: In der systematischen Reaktion der anderen auf unsere Verwendung bestimmter sprachlicher Marker erhalten wir gewissermassen die Bestätigung unseres Selbst. Darin zeigt sich eine identitätsstützende Funktion (*identity maintenance function*) von Sprachgebrauch (Giles et al. 1979: 356ff).

Wenn Menschen dazu neigen, sich selber (und diejenigen, die sie positiv beurteilen), in ein möglichst gutes Licht zu rücken (Tajfel 1982), dann scheint es folgerichtig, dass sie sich tendenziell auch bemühen, in ihren Sprachhandlungen möglichst diejenigen Marker zu verwenden, von denen sie glauben, dass sie sie in der jeweiligen Situation im günstigsten Licht präsentieren (Giles et al. 1979: 357). Oder wie es Le Page/Tabouret-Keller (1985: 18) formulieren: "individuals create the patterns for their linguistic behaviour so as to resemble those of the group or groups with which from time to time they wish to be identified".<sup>28</sup>

Das Subjekt hat nun aber nicht in allen Situationen gleichviel Spielraum, darüber zu entscheiden, was es im Rahmen einer Sprachhandlung von sich preisgeben möchte bzw. ob es eine sprachbezogene Zugehörigkeit ausdrücken/betonen will oder nicht. Oft ist die Sprachhandlung stark von den Bedingungen bestimmt, unter denen sie stattfindet

<sup>27</sup> Neben vielen anderen, wie etwa äusserliche Erscheinung (Geschlecht, Alter, Hautfarbe, Kleidungsstil, Auftreten/Benehmen u.ä.), offizielle Dokumente (ID, Pass, Diplome u.ä.) oder die Übernahme bestimmter Rollen bzw. die Ausübung spezifischer Funktionen in der Gesellschaft (Haushalt, Familie, Beruf, Politik, Freizeitaktivitäten, ...).

<sup>28</sup> Da aber das Preisgeben des Selbst auch verwundbar macht, kann die „Verheimlichung“ eines bestimmten Aspekts seiner Identität genauso im Bestreben um Selbstschutz und Aufrechterhaltung der Identität begründet sein (Giles et al. 1979: 357). Lüdi (1995) weist ebenfalls darauf hin, dass bestimmte sprachliche Marker die Akteure auch stigmatisieren können oder dass sie als stigmatisierend erlebt werden. Ein ursprünglich vorhandener Wunsch, einen bestimmten Aspekt seiner Identität mittels sprachlicher Marker auszudrücken, kann dadurch „gedämpft“ oder gar unterdrückt werden – das Stigma wirkt sich negativ auf die soziale Identität aus, man bekennt sich ungern dazu, dass Zugehörigkeit zu einer stigmatisierten Gruppe Teil der eigenen Identität ist.

(gegebene individuelle Fähigkeiten, bestimmte soziale Interaktionssituationen). Muss ich mich zum Beispiel unbedingt mit einer Person verständigen, von der ich weiss, dass sie meine Sprache nicht versteht, bleibt mir nichts anderes übrig, als mich in einer Sprache auszudrücken, die sie versteht (Erfordernis der Situation). Habe ich keine Kenntnisse einer Sprache, die mein Gegenüber verstehen würde, muss ich – ob ich will oder nicht – auf nonverbale Zeichen zurückgreifen (meine Fähigkeit, mich in verschiedenen Sprachen auszudrücken, ist beschränkt). Oder man stelle sich jemanden vor, der in einer Zweit- oder Fremdsprache einen Akzent hat – dieser manifestiert sich bei jeder mündlichen Äusserung, und es liegt nicht in der Macht des Sprechers, dies zu verhindern. Manche Situationen bestimmen also sehr stark, wie die Sprachhandlung einer Person ausfällt. Andere lassen dem Individuum aber mehr Entscheidungsfreiheit: Innerhalb einer Sprache hat man z.B. die Möglichkeit, je nach dem was man in einer Situation für angebracht hält, die Standard- oder eine Dialektvarietät zu gebrauchen, und auch innerhalb einer Varietät hat man verschiedene Möglichkeiten, seinen sprachlichen Ausdruck zu gestalten.

Die sprachliche Anpassung an das Gegenüber in einer Interaktion kann demnach in gewissen Situationen von Subjekten explizit gewollt sein, in anderen Situationen von den Akteuren willentlich verweigert werden. Oft wird sie aber auch von der Situation unbedingt gefordert oder aber verunmöglicht. Wie sprachliche (Nicht-) Anpassung und Identität zusammenhängen, formuliert Joseph (2004: 73) treffend [Hervorhebungen im Original]: „What linguistic accommodation means for language and identity is that it is not simply the case that I have *one* linguistic identity and that it is somehow essentially bound up with who I ‚really‘ am. When I accommodate, I become ‚someone else‘ linguistically, based on perception of the person I am accommodating to. (...) What I accommodate to is not another person but *the identity I have constructed for that person*. Furthermore, my very act of accommodation and the degree to which it extends (for there are individual differences in how much we accommodate), becomes a feature of my own linguistic identity. If I fail to accommodate at all, that too is a feature“.

Wir alle haben also vielfältige sprachliche Identitäten, die wir eigens für unsere jeweiligen Interaktions-Gegenüber konstruieren. Je nach Situation und individuellen Eigenschaften haben wir dabei mehr oder weniger Spielraum.

Centlivres (1986) unterscheidet diejenigen Situationen, in denen sich Spuren der Identität eines sprachlichen Akteurs unweigerlich manifestieren, ohne dass dieser die Kontrolle darüber hätte, von denjenigen, in denen der Akteur die Möglichkeit hat und nutzt, mit seiner Sprachhandlung einen bestimmten Aspekt seiner Identität auszudrücken, zu betonen. In ersteren zeigt sich in der Sprachhandlung des Subjekts eine *identité manifestée*: die Sprachhandlung legt einen Teil der Identität bloss, offenbart sie ohne willentliches Zutun des/der Sprechenden. In letzteren stellt die Sprachhandlung ein in dieser spezifischen Situation vom Akteur freiwillig abgelegtes öffentliches Bekenntnis zum dadurch offenbarten Aspekt seiner Identität dar – er offenbart eine *identité revendiquée*, eine von ihm selbst eingeforderte Zugehörigkeit zu einem Kollektiv (vgl. auch Brown und Levinson 1979; Lüdi 1995).

Wir können also festhalten: In Sprachhandlungen kann Identität zum Ausdruck kommen oder zum Ausdruck gebracht werden, und zwar in dem Sinne, dass sprachliche Marker (der Gebrauch einer bestimmten Sprache, einer Varietät oder eines Dialekts, das Sprechen mit Akzent) eine identitäre Bedeutung transportieren können (Lüdi 1995: 216ff).

Ob jemand aber eine Sprachhandlung (und nicht andere zur Verfügung stehende Mittel) dazu benutzt, um eine *identité revendiquée* zum Ausdruck zu bringen, hängt von mehreren Faktoren ab. Einerseits vom Individuum und seiner Haltung Sprache(n) gegenüber: Wenn die Sprache für den/die Sprechende/n eine symbolische Bedeutung hat, identifiziert er/sie

sich in der Regel auch stark mit der Gemeinschaft der Sprechenden – er/sie zeigt eine *integrative Haltung* der Sprache gegenüber und die Wahrscheinlichkeit ist grösser, dass er/sie sprachliche Marker zum Ausdruck identitärer Aspekte einsetzt. Wenn jemand aber die Sprache als blosses Kommunikationsmittel begreift (*instrumentale Haltung*), berühren Sprachhandlungen seine Identität weniger (Liebkind 1999: 148).<sup>29</sup> Andererseits hängt es auch vom Kontext und der konkreten Situation ab, ob eine Sprachhandlung eine identitäre Funktion erfüllt: Je nach Interpretation der Beteiligten haben oder erhalten Gruppenzugehörigkeiten der Teilnehmenden in der Interaktion Relevanz oder nicht. Ausserdem kann, wie dargelegt, in einer Interaktionssituation der Spielraum für die Wahl einer Sprache oder eines Sprechstils stark eingeschränkt sein – auch in diesem Fall ist die identitäre Bedeutung einer solchen Wahl gering.

Zusammengefasst: Es hängt vom Individuum<sup>30</sup> und vom sozio-linguistischen Kontext bzw. der konkreten Interaktionssituation, in der es sich befindet, ab, ob Sprache als Differenzierungsmerkmal hoch bewertet und zur Markierung sozialer Identität eingesetzt wird oder nicht: „Sometimes language use is determined by long-term identity processes, but sometimes it is very much a matter of situational norms and has little to do with identity“ (Liebkind 1999: 146). Die Tatsache aber, dass Sprachgebrauch nicht in jeder Situation vollständig determiniert ist, sondern manchmal bis zu einem gewissen Grad identitätsbezogene Auswahlentscheide des/der Sprechenden („choix identitaires du locuteur“) reflektiert, macht Sprachhandlungen zu einem potentiellen Instrument zum Ausdruck von Identität (Lüdi 1995: 216ff; Milroy 1987: 115).<sup>31</sup>

Damit sind wir theoretisch gerüstet für die Analyse unserer Daten.<sup>32</sup> Wir wollen sie insbesondere nach der Bedeutung von LOH-Kenntnissen bei der nationalen Identifikation<sup>33</sup> von Jugendlichen der dritten Generation befragen: Fühlt sich ein in der

<sup>29</sup> Neben der identitären/identitätsstützenden Funktion besteht eine weitere Funktion von Sprache darin, die Kommunikation mit dem Gegenüber möglichst effizient zu gestalten. So passen sich Sprechende oft automatisch bis zu einem gewissen Grad dem Gegenüber an, um den Kommunikationsprozess zu erleichtern (Giles et al. 1979: 352ff). Nach Giles et al. kann man sich theoretisch ein Funktions-Kontinuum vorstellen, an dessen einem Ende Kommunikations erleichterung und am anderen Identitätserhaltung steht.

<sup>30</sup> Milroy (1987: 114, 115) formuliert: „The extent to which he [a speaker] allows his speech to symbolize his social identity in this way may vary according to other factors (social and psychological) which investigators have not been able to examine quantitatively.“

<sup>31</sup> Als höchst signifikant auf der identitären Ebene wird etwa das Phänomen interpretiert, wenn in einer Situation, in der implizite Normen den Gebrauch einer bestimmten Sprache oder eines bestimmten Sprechstils verlangen – wenn also eigentlich die Wahlmöglichkeit sehr eingeschränkt erscheint – eine andere Sprache bzw. ein anderer Sprechstil benutzt wird. Diese Wahl kann zwar unterschiedliche Motivationen/Bedeutungen haben, weist in der Regel aber darauf hin, dass die handelnde Person mittels ihres Sprachgebrauchs gezielt eine Facette ihrer Identität preisgeben will bzw. bei ihrem „Publikum“ eine bestimmte soziale Identität einfordert (Giles 1979; Lüdi 1995). Ein gutes Beispiel liefert Giuseppe, ein junger G3 aus unserem Sample, der sich stark mit der italienischen Herkunft seiner Grosseltern und Eltern identifiziert. Diese Identifikation findet bei ihm auch sprachlichen Ausdruck, indem er sich am Telefon, wie er im Interview berichtet, systematisch zuerst in Italienisch meldet, obwohl er in Basel lebt: *io inizio sempre in italiano ma però se poi capisco che non mi capisce parlo in tedesco. (Ich beginne immer italienisch; wenn mir aber dann klar wird, dass die Person mich nicht versteht, spreche ich Deutsch.)* (IB02\_G3, 113).

<sup>32</sup> Unsere Daten erlauben es zwar nicht, verschiedene alltägliche Sprachhandlungen der G3-Jugendlichen direkt zu beobachten und auf ihre identitäre Bedeutung hin zu untersuchen. Die befragten Jugendlichen geben aber in ihren Aussagen deutliche Hinweise darauf, wie sie die identitätsmanifestierenden Effekte ihrer Sprachhandlungen erleben bzw. z.T. sogar gezielt einsetzen.

<sup>33</sup> Die potentielle Bedeutung von LOH-Kenntnissen für die *nationale* Identifikation der G3 gründet auf der oben kurz erläuterten Funktion von Sprache als Marker nationaler Identität. Dies mit Bezug v.a. auf den

Schweiz lebendes Enkelkind italienischer Eingewanderter, das (fliessend) Italienisch spricht, stärker als ItalienerIn als eines, das die Sprache seiner Grosseltern nicht erworben hat und nicht praktizieren kann? Wenn dem so wäre: Warum?

Bevor wir diese Fragen anhand der Interviewdaten zu beantworten suchen, wollen wir zusammenfassen, welche Antworten aus theoretischer Perspektive zu erwarten wären.

Barths (1969) interaktionistischem Ansatz folgend haben wir festgehalten: Eine beanspruchte Gruppenzugehörigkeit (Selbst-Identifikation) erhält erst dann vollends Gültigkeit und Bestand, wenn sie auch von aussen bestätigt wird (Fremdzuschreibung). Mit anderen Worten: Es reicht nicht, dass jemand sich selbst einer national etikettierten Gruppe zugehörig deklariert – damit diese Identität von den Mitgliedern dieser Gruppe auch anerkannt und bestätigt wird, muss der oder die G3 sie glaubhaft „beweisen“.

Die performative Dimension des Sprachgebrauchs bringt mit sich, dass der Spielraum eines G3-Akteurs bei der Wahl seiner nationalen Identität u.U. begrenzt ist, denn in der sprachlichen Interaktionssituation wird die Reaktion des Gegenübers auf die Art und Weise, wie der Identitätsmarker Sprache beherrscht wird, seine Selbst-Identifikation (*identité revendiquée*) entweder bestätigen oder entkräften. Der Interaktionspartner beurteilt die Legitimität der Selbstzuschreibung anhand der sprachlichen Leistung des/der G3, und dieses „Urteil“, die Reaktion des jeweiligen adressierten „Publikums“ auf die Selbst-Identifikation des/der Jugendlichen, beeinflusst wiederum seine/ihre Selbst-Identifikation.

Die Anforderungen, die von aussen an die sprachliche Leistung eines G3 – insbesondere in der LOH – herangetragen werden, variieren allerdings in Abhängigkeit des „Publikums“ oder Milieus, in dem bzw. mit dem der/die Jugendliche seine Identität interaktiv aushandelt. Sie sind hoch, wenn Italienisch- bzw. Spanischsprachige die Zugehörigkeit eines G3 zu ihrer *in-group* anerkennen sollen; sie können hingegen nur sehr minimal sein, wenn es darum geht, dass Mitglieder der *out-group*, etwa Jugendliche mit einem anderen oder ohne Migrationshintergrund, die italienische oder spanische Identität einer/s G3 bestätigen sollen. Aus diesen Überlegungen heraus scheint auch plausibel, was Brown und Levinson (1979: 308) festhalten: In einem sprachlichen Kontext, wie er für die G3 gegeben ist, dient LOH-Gebrauch aus identitärer Perspektive v.a. dazu, gegenüber den Mitgliedern der *in-group* die mit ihnen geteilte Gruppenzugehörigkeit zu zeigen und auszuhandeln. Die Zugehörigkeit zur lokalen Mehrheit (in unserem Fall der „SchweizerInnen“) wird im Fall der Angehörigen der dritten Generation hingegen kaum mehr bestritten – zumindest nicht auf der Grundlage sprachlicher Marker.

Konkret heisst das: Die befragten G3 haben alle mit der Lokalsprache ein Instrument zur Verfügung, mit dem sie sich eindeutig als der lokalen Gemeinschaft zugehörig manifestieren (können). Ihre auf diese Weise reklamierte „lokale Identität“ wird dank ihres akzentfreien Sprechens auch ohne Weiteres anerkannt und bestätigt. Diejenigen, die

europäischen Kontext – in den USA, wo es nur eine „Nationalsprache“ gibt (Englisch), verweist der Gebrauch anderer Sprachen auf *ethnische* Zugehörigkeit. Was unsere G3-InformantInnen angeht, so drücken sie zwar ihre gefühlten Gruppenzugehörigkeiten in nationalen Kategorien aus (SchweizerIn – ItalienerIn/SpanierIn), und dies nicht zuletzt wegen der nationalen Konnotation ihrer LOH. Sie denken dabei aber kaum an die politische Dimension eines Nationalstaats, sondern meinen eine soziale Identität ethnischer Art, basierend auf Abstammung und interpersonellen Beziehungen innerhalb der Einwanderungsgruppe. Man müsste daher wohl eher von einer *national etikettierten ethnischen Identität bzw. Selbst-Identifikation* der Jugendlichen sprechen – der Einfachheit und besseren Lesbarkeit halber bleiben wir zur Bezeichnung dieser Art von Selbst-Identifikation aber beim Begriff *nationale Identität bzw. nationale Identifikation*.

sich zusätzlich auch in der Herkunftssprache ihrer Grosseltern auszudrücken vermögen, haben die Möglichkeit und somit auch die Wahl, sich mit LOH-Gebrauch in bestimmten Situationen als der LOH-Sprachgemeinschaft zugehörig bzw. als ItalienerIn oder SpanierIn zu „outen“ – oder eben nicht. Diejenigen, die sich nicht in LOH auszudrücken vermögen – oder aber in einer Art und Weise, die vom Gegenüber als von der Norm abweichend beurteilt wird (also etwa nicht fliessend oder mit Akzent) – unterscheiden sich in jeder sprachlichen Handlung deutlich von den Mitgliedern ihrer „Herkunftsgruppe“. Eine reklamierte italienische oder spanische Identität wird aufgrund ihrer sprachlichen Leistung von diesem „Publikum“ nicht ohne Weiteres bestätigt.

### 3 Sprachgebrauch und nationale Identifikation bei den befragten Jugendlichen der dritten Generation

Im Folgenden wollen wir anhand der erhobenen qualitativen Daten aufzeigen, inwiefern die befragten G3 ihre LOH praktizieren, welche Bedeutung diese Sprache für sie hat und welche Funktionen sie erfüllt.<sup>34</sup> Es kann sich dabei um praktische, aber auch um identitäre Funktionen und Bedeutungen handeln. Die identitäre Dimension der LOH-Funktionen wird in 3.3. anhand des Beispiels nationaler Identifikationen eingehender untersucht und dargestellt.

#### 3.1 Sprachgebrauch

Zunächst gilt es klar festzuhalten: Unsere Daten bestätigen, dass die LL spätestens nach Einschulung der Kinder zur dominierenden und am besten beherrschten Sprache der G3 wird. Gleichzeitig waren aber 19 der 32 befragten VertreterInnen der dritten Eingewandertengeneration gewillt und in der Lage, das 30-45 minütige Interview in Italienisch bzw. Spanisch, also in der Sprache ihrer Grosseltern, zu bestreiten. Zehn weitere Jugendliche, die unsere Fragen (weitgehend) in der LL beantworteten, erklärten ausserdem, dass sie in der Sprache ihrer Grosseltern vieles verstehen würden und sie auch „ein wenig“ sprechen könnten. Nur drei der Befragten sprachen sich selber keinerlei Kenntnisse in der LOH zu.

Tabelle 4 zeigt einen Überblick über die Häufigkeit des LOH-Gebrauchs bei den G3 unseres Samples.

Tabelle 4: LOH-Gebrauch der befragten G3-Jugendlichen

Sprachgebrauch	Italienisch BASEL	Italienisch GENF	Spanisch BASEL	Spanisch GENF	Total
In der Kernfamilie	4	2	1	2	9
In der erweiterten Familie	4	2	1	3	10
Kaum LOH-Gebrauch	2	6	3	2	13
<b>Total</b>	<b>10</b>	<b>10</b>	<b>5</b>	<b>7</b>	<b>32</b>

Insgesamt praktiziert eine Mehrheit der befragten G3-Jugendlichen die Sprache ihrer Grosseltern relativ fliessend; dies primär innerhalb der (erweiterten) Familie, hin und

<sup>34</sup> Für eine etwas ausführlichere Beschreibung des LOH-Gebrauchs der befragten G3 und der verschiedenen Funktionen und Bedeutungen, die die LOH für sie hat, vgl. auch Wyssmüller und Fibbi [forthcoming].

wieder jedoch auch ausserhalb. Auch wenn für sie die LL ganz klar die am besten beherrschte Sprache ist, sind sie funktional zweisprachig. Ihr Auftreten anlässlich der Interviews sowie ihre Aussagen deuten ausserdem darauf hin, dass die meisten der befragten Jugendlichen Gefallen daran finden, ihre LOH-Kenntnisse (bzw. ihre Zweisprachigkeit) gegenüber einer unbekanntem Interviewerin unter Beweis zu stellen.

#### 3.2 Bedeutungen und Funktionen von LOH und Mehrsprachigkeit

Wie erwartet wird aus unseren Daten sehr deutlich, dass die LL für die meisten der befragten Jugendlichen ungleich wichtiger ist als die LOH. Es ist ihre „Alltagssprache“, die Sprache ihrer schulischen Sozialisation, und sie wird bei allen – zumindest zeitweise – auch innerhalb der Familie gesprochen. Uns interessiert nun aber: Messen die Jugendlichen auch ihrer LOH Bedeutung zu, und wenn ja, inwiefern? Welche Funktionen erfüllt diese Sprache für sie?

Viele ihrer Aussagen in den Interviews deuten darauf hin, dass die LOH für die befragten Jugendlichen in erster Linie ein Mittel zur Kommunikation und problemlosen Verständigung darstellt und sie sie auch vor allem als Solches schätzen. Die praktische Bedeutung steht klar im Vordergrund, die G3 zeigen insgesamt eine eher instrumentale, utilitaristische Haltung gegenüber der LOH und allgemein Mehrsprachigkeit. Die LOH zu beherrschen bzw. allgemein Mehrsprachigkeit ist in ihren Augen nützlich, um auf Reisen zu gehen, um sich in anderen Sprachgebieten verständigen zu können; es hilft ausserdem dabei, weitere Sprachen zu lernen und ist ein Vorteil bei der Suche nach einem Arbeitsplatz.

Gewisse Aussagen lassen aber erkennen, dass die LOH für die befragten Jugendlichen auch emotional aufgeladen ist, neben einer (potentiellen) praktischen auch eine affektive Bedeutung hat. Analysiert man den Zusammenhang zwischen der Häufigkeit des LOH-Gebrauchs und den im Interview geäusserten Zeichen einer affektiven Einstellung gegenüber der LOH,<sup>35</sup> beobachtet man tendenziell eine positive Korrelation zwischen diesen beiden Variablen (vgl. Tabelle 5): Wer die LOH in der Familie erworben hat und im Alltag regelmässig benutzt, zeigt auch eine ausgeprägte affektive Verbundenheit mit dieser Sprache – praktische und affektive Bedeutung der LOH gehen miteinander einher. Mit abnehmender Häufigkeit des LOH-Gebrauchs im Alltag nimmt tendenziell auch die emotionale Bedeutung ab, die die G3 der LOH zuschreiben.

Bei der Untersuchung des Zusammenhangs zwischen LOH-Gebrauch und Zuschreibung affektiver Bedeutung an die LOH ist es im Weiteren interessant zu beobachten, dass nicht alle G3 den linearen Zusammenhang bestätigen, sondern etliche systematisch ein leicht höheres Ausmass an affektiver Verbundenheit mit der Sprache ihrer Grosseltern zeigen als ihr (in diesen Fällen relativ seltener) LOH-Gebrauch erwarten liesse (vgl. Tabelle 5).

<sup>35</sup> Für die Analyse dieses Zusammenhangs wurden jene BefragungsteilnehmerInnen ausgeklammert, die im Interview keine eindeutigen Zeichen einer affektiven Verbundenheit gegenüber der Sprache ihrer Grosseltern zeigten. Letzteres heisst allerdings nicht unbedingt, dass diese Jugendlichen der LOH tatsächlich nicht affektiv verbunden sind, sondern kann auch auf eine spezifische Interviewsituation zurückzuführen sein, die den affektiven Aspekt der LOH-Bedeutung für die G3 in diesen Fällen nicht zur Geltung zu bringen vermochte.

Tabelle 5: Zusammenhang zwischen der Häufigkeit des LOH-Gebrauchs und der dieser Sprache zugeschriebenen affektiven Bedeutung

LOH-Gebrauch / Affektive Bedeutung LOH	Häufig	Ziemlich häufig	Kaum
Gross	X	XX	
Mittel	--	X	XX
Klein/keine	--	--	--

X = Beobachteter linearer Zusammenhang bei G3, die die LOH relativ mühelos gebrauchen.

XX = „Ausreisser“ gegen oben, d.h. „übersteigerte“ affektive Bedeutung der LOH bei G3, die die LOH nicht oder mit Mühe gebrauchen

Wir beobachten bei gewissen G3 also eine im Vergleich zur Gebrauchshäufigkeit gewissermassen emotional „übersteigerte“ positive Einstellung ihrer LOH gegenüber. Dies bestätigt eine Beobachtung Stössleins (2005: 158f), der festhält: Je weiter in einer Familie die Sprachverschiebung von der LOH hin zur LL fortgeschritten sei, desto häufiger komme es vor, dass die Betroffenen eine affektiv übersteigerte Einstellung zur Herkunftssprache und -kultur zeigten. Dies könne sowohl bei Personen vorkommen, die (noch) über LOH-Kenntnisse verfügen, wie auch bei solchen, die diese Sprache nicht (mehr) beherrschen.

Betrachten wir aus diesem Blickwinkel also diejenigen G3 aus dem Sample unserer Studie, welche die Sprache ihrer Grosseltern im familiären Kontext nicht erwerben konnten. Bei ihnen fehlen oft sowohl die mühelose Ausdrucksfähigkeit in der LOH wie auch besonders enge transnationale Beziehungen, die den Aufbau einer affektiven Verbundenheit mit dieser Sprache hätten begünstigen können. Es zeigt sich aber, in Einklang mit der Aussage Stössleins, dass diese G3 der LOH trotzdem eine gewisse affektive Bedeutung zuschreiben.<sup>36</sup> Dieses Phänomen weist auch in die Richtung der Beobachtung Billiez' (1985), wonach die LOH auch und gerade für jene Nachkommen von Eingewanderten, die sich als einsprachig in LL bezeichnen, eine symbolische Funktion erfüllen kann.

Zusammenfassend kann man festhalten: Die befragten G3 sehen in erster Linie den praktischen Nutzen ihrer LOH-Kenntnisse bzw. ihrer Mehrsprachigkeit und stellen diesen klar in den Vordergrund. Sie zeigen im Allgemeinen also eher eine instrumentale, utilitaristische Haltung gegenüber der LOH und allgemein gegenüber Mehrsprachigkeit. Die vertiefte Analyse zeigt aber, dass mit dem regelmässigen Gebrauch dieser Sprache – im Rahmen der Familie und transnationaler verwandtschaftlicher Beziehungen – in der Regel auch eine gewisse affektive Verbundenheit mit der LOH entsteht und einhergeht. Und auch wer von den befragten G3 die LOH nicht bzw. nur mit Mühe beherrscht und sie kaum gebraucht, zeigt meist eine – z.T. „übersteigert“ wirkende – positive Einstellung dieser Sprache gegenüber.

Liebkind (1999) verweist auf das Postulat, dass Sprachgebrauch und Gruppenidentität in einer Wechselwirkung zueinander stehen: Sprachgebrauch beeinflusse die Bildung einer

<sup>36</sup> Es gilt hier allerdings zu bedenken, dass die spezifische Interviewsituation bewirkt haben dürfte, dass die befragten G3-Jugendlichen mindestens eine Art affektives „Lippenbekenntnis“ zur LOH abgaben. Die InformantInnen wussten um die erklärte Absicht unserer Studie, die Weitergabe der LOH zu untersuchen. Zudem war beim Interview mit den G3 z.T. ihr LOH-sprachiger Elternteil ebenfalls zugegen. Es scheint eher unwahrscheinlich, dass jemand in dieser Situation explizit sagen würde, die LOH bedeute ihm/ihr nichts und sei absolut nicht wichtig – wie Tabelle 5 zeigt, was das auch tatsächlich nicht der Fall.

Gruppenidentität, und die Gruppenidentität wirke sich auf die Muster des Sprachgebrauchs und die Einstellung gegenüber Sprachen aus.<sup>37</sup> Im Folgenden wollen wir die von den G3 im Interview ausgedrückten nationalen Zugehörigkeitsgefühle unter diesem Blickwinkel betrachten. Dabei ist nicht ausser Acht zu lassen, dass Menschen sich mehreren nationalen Gruppen zugehörig fühlen können. Folgt man der Argumentation Liebkind (1999: 147), würde eine solche bi-/plurinationale Identität mit selbstbewusstem Bi-/Plurilingualismus einhergehen: „Inasmuch as a person feels him- or herself to be part of two or more ethnic/cultural groups, one single ethnic self-identification is inaccurate. Such persons identify themselves as partly ethnic and partly mainstream. Often this bicultural/bilingual alternative (...) is the most satisfactory one for the individual“.

### 3.3 Die nationalen Identifikationen der befragten Jugendlichen

Erinnern wir uns kurz an die Studie von Mary Waters (1990): Sie zeigt, dass für weisse Amerikaner/innen der dritten und vierten Einwanderungsgeneration die ethnische Identität der Herkunftsgruppe ihrer Vorfahren (im Sinne einer Facette ihrer sozialen Identität) mehr Option denn sich unmittelbar manifestierendes Merkmal ist – eine symbolische Identität, die sie sich meist unter mehreren Möglichkeiten aussuchen und nach Belieben zulegen können. Eine solche symbolische Identität für sich zu beanspruchen ist für Waters InformantInnen nicht nur darum so attraktiv, weil das mit Blick auf den sozialen Alltag weitgehend folgen- und also kostenlos ist, sondern auch darum, weil sie eine psychologische Funktion erfüllt: Sie vermag die gegensätzlichen Bedürfnisse nach Individualität und Gemeinschaft gleichermaßen zu erfüllen.

Wir wollen unsere Daten im Folgenden dazu befragen, inwiefern dies auch für die von interviewten Angehörigen der dritten Einwanderungsgeneration in der Schweiz gilt. Definieren sie sich überhaupt in ethnischen bzw. nationalen Kategorien (Abstammung, Herkunft, Nationalität), oder eher in lebensräumlichen (Lebensort und -mittelpunkt, Teil einer hier lebenden pluralistischen Gesellschaft)? Welchen ethnischen bzw. nationalen Gruppen fühlen sie sich zugehörig, wie konstruieren sie diese ethnisch-nationale(n) Zugehörigkeit(en)? Auf welche Elemente stützen sie sich und welche Bedeutung kommt dabei der LOH bzw. ihren LOH-Kenntnissen zu?

Waters (1990: 26, 41, 57ff, 66ff) zeigt auf, dass die deklarierte ethnische Identität späterer Immigrationsgenerationen in den USA das Resultat eines Vorgangs ist, in welchem sie ihr faktisches Wissen um die Herkunft der Vorfahren einem Selektions-, Verzerrungs- und Vereinfachungsprozess unterziehen. Gerade unter jungen Leuten zwischen 15 und 24 Jahren beobachtet man die Tendenz, dass sie ihre unter ethnischen Gesichtspunkten vielfältige Vorfahrenschaft auf eine oder zwei reduzieren, mit denen zu identifizieren sie sich entscheiden. Waters erklärt das Phänomen damit, dass diese Lebensphase durch die allmähliche Ablösung von den Eltern und durch eine stärkere Bewusstwerdung der eigenen ethnischen Identität in der Begegnung mit Mitgliedern anderer Gruppen gekennzeichnet sei, was manche Jugendliche dazu bringe, sich mit ethnischer Identifikation zu beschäftigen und eine bewusste, autonome Auswahl zu treffen. Sie identifiziert insbesondere folgende Faktoren, die diese Auswahlentscheidung beeinflussen: Das in der Familie mitbekommene Wissen um die Vorfahren (welches in Abhängigkeit



vom sozioökonomischen bzw. Bildungsstatus der Familie, von der Familienstruktur und von der generationellen Nähe zu den immigrierten Vorfahren variiert), der offiziell verwendete Familienname und die physische Erscheinung. Dabei wurde in Waters' Interviews auch deutlich, wie stark die Individuen bei ihrer Selbst-Identifikation Fremdzuschreibungen berücksichtigen. Etwa scheint die bei Personen mit ethnisch konnotiertem Nachnamen beobachtete Tendenz, sich mit der entsprechenden ethnischen Gruppe zu identifizieren, im Wesentlichen auf ihrer Erfahrung zu beruhen, dass sie von anderen aufgrund des Namens dieser Gruppe zugeordnet werden. Auch greifen Waters' InformantInnen bei der Entscheidung über ihre Selbst-Identifikation auf in der Gesellschaft verbreitete stereotype Vorstellungen über die äussere Erscheinung von Mitgliedern verschiedener Gruppen zurück: Der Vergleich dieser Stereotypen mit ihrem eigenen Aussehen scheint ihre Entscheidung für oder gegen gewisse Identifikationen nicht unwesentlich zu beeinflussen.

Mit diesen Beobachtungen Waters' im Hinterkopf wollen wir nun die Selbst-Identifikationen „unserer“ G3-Jugendlichen näher betrachten. Da sich Gruppenzugehörigkeiten in Europa – im Gegensatz zum US-Kontext – eher in nationalen denn in ethnischen Kategorien ausdrücken, befragten wir unsere InformantInnen nach ihren gefühlten nationalen Zugehörigkeiten. Zum Schluss jedes Interviews wurden die jungen G3 gebeten, uns zu erklären, inwiefern sie sich als SchweizerInnen und inwiefern als ItalienerInnen bzw. SpanierInnen fühlten und warum.<sup>38</sup> Im Verlauf des Gesprächs oder spätestens im nach dem Interview auszufüllenden Fragebogen wurde ausserdem nach der/den offiziellen Staatsbürgerschaft(en) der G3 gefragt. Die so erhobenen Informationen bilden die Grundlage der folgenden Analyse.<sup>39</sup>

Wir betrachten zuerst die von den G3 selbst ausgedrückten Zugehörigkeiten (Selbstzuschreibungen). Anschliessend wird es interessant sein zu beobachten, ob bzw. inwieweit diese Selbst-Identifikationen mit den Staatszugehörigkeiten der Jugendlichen (im rechtlichen Sinn) übereinstimmen – dies kann uns Aufschluss darüber geben, ob bzw. inwiefern offiziell anerkannte, rechtliche Staatszugehörigkeit sich auf die Selbst-Identifikation unter nationalen Gesichtspunkten auswirkt. Schliesslich werden wir analysieren, welche Bedeutung der LOH bzw. dem Sprachgebrauch bei der nationalen Selbst-Identifikation zukommt, und welche anderen Faktoren (familiäre Konstellation,

<sup>38</sup> Die Frage, die gestellt wurde, lautete: *Stell dir ein Thermometer vor, welches Gefühle misst. Was würde es, auf einer Skala von 1 bis 6, anzeigen: Wie stark fühlst du dich als SchweizerIn? Und wie stark als ItalienerIn/SpanierIn? Was ist es, was dich dich als Schweizerin fühlen lässt, und was als ItalienerIn/SpanierIn?* Die Frage wurde bewusst so formuliert, dass sie den Befragten zum Ausdrücken ihrer gefühlten nationalen Zugehörigkeit(en) alle Kombinationsmöglichkeiten offen liess: Das Thermometer konnte für „sich als ItalienerIn/SpanierIn fühlen“ eine beliebig höhere, niedrigere oder genau gleich hohe Temperatur anzeigen wie für „sich als SchweizerIn fühlen“. Was die ebenfalls sehr offen formulierte Frage nach Begründungen für ihre Zugehörigkeitsgefühle angeht, so versprochen wir uns davon Aufschluss darüber zu erhalten, welche Symbole den befragten G3 als Marker nationaler bzw. national etikettierter Identität dienen. Dabei wollten wir insbesondere herausfinden, welcher Platz der LOH bzw. der Mehrsprachigkeit darin zukommt.

<sup>39</sup> Dabei ist zu bedenken, dass die Aussagen der Befragten situativ erfolgten: Sie wurden unter den spezifischen Bedingungen der Interviewsituation gemacht – einer künstlichen Gesprächssituation, die in Abhängigkeit mehrerer Faktoren (darunter insbesondere das Auftreten und Persönlichkeitseigenschaften der beteiligten InteraktionspartnerInnen) die identifikatorischen Aussagen der Befragten beeinflusst haben kann. Wie wir noch sehen werden, ist nationale Identifikation für viele G3 nämlich kein statisches, stabiles Phänomen, sondern erfolgt vielmehr situations- bzw. interaktionsbedingt.

Familienname, physische Erscheinung) diese Identifikationen der befragten Jugendlichen beeinflussen.

### 3.3.1 Selbst-Identifikation und rechtliche Staatszugehörigkeit(en)

Auf der Basis der im Interview zum Ausdruck kommenden nationalen Selbst-Identifikationen lassen sich die befragten Jugendlichen<sup>40</sup> fünf Typen zuordnen, die in Tabelle 6 aufgeführt sind:

Tabelle 6: Typen von G3 aufgrund ihrer Selbst-Identifikation (Anzahl Befragte pro Typ)

O (4)	OL/O (3)	O = L (7)	OL/L (12)	L (3)
Sagt, er/sie fühle sich <b>ausschliesslich als ItalienerIn oder SpanierIn</b>	Sagt, er/sie fühle sich als ItalienerIn bzw. SpanierIn wie auch als SchweizerIn, allerdings <b>stärker/mehrheitlich als ItalienerIn oder SpanierIn</b>	Sagt, er/sie fühle sich <b>gleichermassen als ItalienerIn oder SpanierIn und SchweizerIn</b>	Sagt, er/sie fühle sich als ItalienerIn bzw. SpanierIn wie auch als SchweizerIn, allerdings <b>stärker/mehrheitlich als SchweizerIn</b>	Sagt, er/sie fühle sich <b>ausschliesslich als SchweizerIn</b>

O= Identifikation mit „Herkunft“ (origine); L= Lokale Identifikation

Man stellt zunächst fest, dass sich von den befragten Jugendlichen 22 von 29 – mit unterschiedlicher Gewichtung der beiden Zugehörigkeitsgefühle – sowohl als ItalienerIn bzw. SpanierIn wie auch als SchweizerIn fühlen und definieren. Nur jeweils eine kleine Minderheit gibt an, sich ausschliesslich als ItalienerIn bzw. SpanierIn (4) oder ausschliesslich als SchweizerIn (3) zu fühlen. Dies zeigt deutlich, dass die soziale Identität des Grossteils der befragten G3-Jugendlichen nicht nur eine, sondern mindestens zwei nationale Komponenten hat: Sie drücken im Interview eine multiple nationale Identität aus. Ganz allgemein ist ausserdem festzuhalten, dass für rund die Hälfte der berücksichtigten Jugendlichen der dritten Generation die nationale Herkunft ihrer eingewanderten Grosseltern offensichtlich eine recht wesentliche Komponente ihrer eigenen nationalen Identität bildet (Typen O, OL/O und O = L), während sich die andere Hälfte deutlich stärker als SchweizerIn fühlt und definiert.

Schauen wir uns nun an, wie – d.h. unter Rückgriff auf welche definierenden Elemente – die G3 ihre deklarierten nationalen Zugehörigkeitsgefühle zu legitimieren suchen. Als Indikator dienen uns ihre Antworten auf die Frage, was es denn sei, was sie sich als SchweizerIn und/oder ItalienerIn bzw. SpanierIn fühlen lasse.

Insgesamt verweisen die Jugendlichen zur Begründung der gefühlten nationalen Zugehörigkeit am häufigsten auf die familiäre Abstammung (Nationalität der Eltern, Grosseltern). Dies ist in einem traditionell stark vom *ius sanguinis* geprägten Kontext kaum erstaunlich: Im Verständnis des schweizerischen Bundesstaats basiert nationale Zugehörigkeit auf (bluts-) verwandtschaftlicher Abstammung, und dieser mächtige institutionelle Diskurs wirkt sich zweifelsohne auf die individuellen Konzeptionen aus. Die Aussagen unserer G3-InformantInnen zeugen davon.

<sup>40</sup> Klassifizierbar waren 29 Jugendliche – drei mussten angesichts ungenügenden Datenmaterials zur hier behandelten Thematik von dieser Analyse ausgeklammert werden.

Was die Zugehörigkeit zur lokalen (national etikettierten) Gesellschaft betrifft, bekamen wir von den befragten G3 allerdings weitaus am häufigsten zu hören, sie fühlten sich als SchweizerInnen, weil sie hier geboren und aufgewachsen seien, hier lebten und die Schule besuchten bzw. besucht hätten. Dieses Argument verweist nun auf das zweite Konzept zur Bestimmung nationaler Zugehörigkeit, das *ius soli*-Prinzip, welches in Europa ebenfalls verbreitet zur Anwendung kommt (Brubaker 1999). Dabei ist der Geburtsort als Kriterium nationaler Zugehörigkeit ausschlaggebend. Diese Konzeption scheint also in den Köpfen der Jugendlichen ebenfalls präsent zu sein. Es erstaunt auch nicht, dass das Kriterium Geburts-/Lebensort zur Legitimierung nationaler Zugehörigkeit über das ganze Spektrum der befragten G3 hinweg<sup>41</sup> grosse Beliebtheit geniesst: Da die befragten Jugendlichen alle in der Schweiz geboren wurden und hier leben, erlaubt das Betonen dieses Kriteriums ihnen allen gleichermassen, sich als SchweizerInnen zu definieren.

Der Einfluss des Faktors Wohn-/Lebensort bzw. Lebensmittelpunkt wird allgemein von den interviewten Personen als sehr stark wenn nicht gar entscheidend wahrgenommen. Ein Zugehörigkeitsgefühl zum Ort/Land, wo man aufwuchs und lebt, wird tendenziell für selbstverständlich gehalten, da es von einer tagtäglich gelebten Realität „genährt“ wird bzw. diese widerspiegelt. Ein wichtiges Element der alltäglichen Realität ist auch die Sprache. Der Alltag der befragten Jugendlichen findet überwiegend in der LL statt, die LOH ist im täglichen Leben nur begrenzt eine „gelebte Sprache“, der LOH-Gebrauch beschränkt sich oft auf den familiären Kontext oder auf die Ferien im Herkunftsland. Weniger die G3 selber als deren Eltern sind sich im Übrigen sehr bewusst, dass der wirksame Einflussfaktor Wohn-/Lebensort hinsichtlich des Herkunftslandes fehlt – dies gilt für sie selber (G2), aber mehr noch für ihre Kinder.<sup>42</sup> Von diesem Bewusstsein der Eltern zeugt etwa folgende Aussage einer Mutter: *no tienen vécu là-bas / quieres o no quieras / para que ellos se sientan españoles yo tendría que marcharme ahora con ellos.*<sup>43</sup> Als Grundlage, auf der die G3 eine nationale Identifikation mit dem Land ihrer Grosseltern aufbauen könn(t)en, stehen den Jugendlichen nur in gewisser Weise „realitätsfremde“ Elemente zur Verfügung – Dinge, die wenig mit ihrem gelebten Alltag zu tun haben, Elemente mehr symbolischer Natur.

Immerhin kennen viele der befragten G3 das Herkunftsland ihrer Vorfahren aber zumindest von – häufigeren oder selteneren, längeren oder kürzeren – Ferienaufenthalten her. Dies ziehen denn auch einige zur Begründung ihres Zugehörigkeitsgefühls zu diesem Land herbei. Das Argument dient ihnen bis zu einem gewissen Grad sozusagen zur Kompensation des fehlenden Alltagsbezugs zum Herkunftsland ihrer Grosseltern. Die Ferien im Land ihrer Vorfahren sind auch der Zeitpunkt und der Ort, wo die LOH praktiziert wird, wo sie als Sprache „gelebt“ wird. Allerdings widerspiegeln die Aussagen der Jugendlichen dementsprechend ein „Ferienbild“ des Herkunftslandes ihrer Grosseltern. Dass sie sich als ItalienerInnen oder SpanierInnen fühlen, beruht für diese Jugendlichen nicht nur darauf, dass sie dort Italienisch bzw. Spanisch sprechen, sondern auch darauf, dass sie Italien bzw. Spanien mit schönen Erlebnissen und besonderen Freiheiten verbinden, die sie dort geniessen – was tendenziell auf eine emotional „übersteigerte“ Identifikation mit dem Land hinausläuft. So beschreibt etwa der 17-jährige

<sup>41</sup> Es wird sowohl von G3 mit wie von solchen ohne Schweizer Staatsbürgerschaft vorgebracht, sowohl von solchen mit einem „einheimischen“ Elternteil wie auch von solchen mit „doppeltem Migrationshintergrund“.

<sup>42</sup> Mit einer Ausnahme haben die befragten G3 nie im Herkunftsland ihrer Grosseltern gelebt.

<sup>43</sup> *Sie [ihre Kinder] haben nie dort [in Spanien] gelebt, ob du willst oder nicht, damit sie sich als SpanierInnen fühlen würden, müsste ich jetzt mit ihnen [dahin, nach Spanien] gehen.* (EG07\_G2, 51)

Giuseppe – der sich, wie wir noch sehen werden, ausschliesslich als Italiener definiert – sein Italienbild wie folgt: *a me piace andare in Italia perché è più caldo e c'è il mare / e in Italia posso portare la vespa / posso fare tante cose che qua non posso fare / i miei genitori mi lasciano più libertà / perché io esco con persone che / con i figli di persone che loro sono cresciuti / con cugini allora sanno con chi esco allora non c'è problema.*<sup>44</sup>

Schliesslich sind aber auch die Argumente, die sich explizit um Sprachkompetenzen und Sprachgebrauch drehen, prominent vertreten, wenn es um die Legitimierung der gefühlten nationalen Zugehörigkeit geht. Wir werden darauf gleich noch näher eingehen.

Stellen wir diese ersten Beobachtungen aber zuerst den erhobenen Angaben zu den offiziellen Staatszugehörigkeiten unserer InformantInnen gegenüber. Zwanzig der zweiunddreissig befragten Jugendlichen, also knapp zwei Drittel, besitzen die schweizerische Staatsbürgerschaft (neben jener des Herkunftslandes ihrer Grosseltern und in manchen Fällen auch eines dritten Landes, des Herkunftslandes ihres zweiten Elternteils).<sup>45</sup> Der Grossteil ist also Doppel- oder gar DreifachbürgerIn. Von ihnen tendieren diejenigen, die ihre schweizerische Staatsbürgerschaft von einem „einheimischen“ Schweizer Elternteil vererbt bekommen haben, eher dazu, sich stärker als SchweizerIn zu fühlen. Das Abstammungskriterium stimmt hier wenigstens zur Hälfte mit dem Kriterium des Geburts-/Lebensorts überein, und das mag das entsprechende Zugehörigkeitsgefühl (zur Schweiz) verstärken. Diejenigen, die das Schweizer Bürgerrecht besitzen, weil mindestens ein Elternteil es durch Einbürgerung erworben hat, fühlen sich hingegen mehrheitlich gleichermassen als ItalienerIn bzw. SpanierIn und SchweizerIn: Hier erscheinen die beiden Kriterien (Abstammung und Geburtsort) als gleichwertig nebeneinander und führen zu einem Gefühl doppelter Zugehörigkeit.<sup>46</sup>

Zwölf der befragten Jugendlichen, und damit ein gutes Drittel unseres Samples, sind – obwohl sie nie dort gelebt haben und in den meisten Fällen bereits ihre Eltern in der Schweiz geboren wurden – ausschliesslich BürgerInnen des Herkunftslandes ihrer eingewanderten Grosseltern.<sup>47</sup> Es finden sich darunter sowohl solche, die sich vorwiegend als ItalienerIn bzw. SpanierIn fühlen, wie auch solche, die sich stärker als SchweizerIn fühlen.

<sup>44</sup> *Mir gefällt's nach Italien zu gehen, weil es dort wärmer ist und man ans Meer kann. Und in Italien kann ich auch die Vespa nehmen, ich kann dort überhaupt viele Dinge tun, die ich hier nicht machen kann. Meine Eltern lassen mir dort mehr Freiheit, weil ich mit Leuten ausgehe, die..., mit den Kindern von Leuten, mit denen sie aufgewachsen sind, mit Cousins und Cousinen, sie wissen, mit wem ich unterwegs bin und dann ist das kein Problem.* (IB02\_G3, 65)

<sup>45</sup> Dazu kam es in den meisten Fällen (15) durch Vererbung des Schweizer Bürgerrechts über den Elternteil, der schweizerischer Herkunft ist, und nur in 5 Fällen durch Einbürgerung mindestens eines Elternteils.

<sup>46</sup> Die Kombination der beiden Prinzipien (Abstammung und Geburtsort) ist für viele Nachkommen von Eingewanderten bereits im frühen Kindesalter eine Selbstverständlichkeit, wie diese Anekdote zeigt, die wir im Rahmen unserer erweiterten Feldarbeit gesammelt haben. Ein vierjähriger Knabe wendet sich an seinen Vater und sagt: „Nicht wahr, Papa, ich spreche Italienisch weil du Italienisch sprichst... und Französisch, weil Mama Französisch spricht... und Schweizerdeutsch, weil ich hier geboren bin.“ Der Knabe, Sohn eines italienischsprachigen Vaters und einer französischsprachigen Mutter, wurde in Basel geboren und spricht in der Kinderkrippe, wo er drei Tage pro Woche verbringt, mit seinen schweizerischen, spanischen und türkischen FreundInnen Baseldeutsch.

<sup>47</sup> Bei drei davon läuft allerdings das Einbürgerungsverfahren, sie werden also in Kürze auch die Schweizer Staatsbürgerschaft besitzen.

Man kann sich nun fragen: Werden die befragten Jugendlichen in ihrer nationalen Selbstdefinition vom Wissen um ihre offizielle(n), rechtliche(n) Staatszugehörigkeit(en) beeinflusst?

Insgesamt stellt man fest, dass bei einem Grossteil der Befragten gilt: mehrfache offizielle Staatszugehörigkeit = multiple nationale Identifikation. Bereits dies scheint darauf hinzudeuten, dass die nationale Selbst-Identifikation der Jugendlichen tatsächlich nicht unwesentlich von deren Wissen um ihre offizielle(n) Staatszugehörigkeit(en) beeinflusst ist. Deutlich tritt dies bei jenen befragten G3 hervor, die ihre offizielle Staatszugehörigkeit explizit als Grund nennen, warum sie sich der entsprechenden Gruppe zugehörig fühlen. Umgekehrt lassen die Aussagen einiger G3 auch vermuten, dass die fehlende Schweizer Staatsbürgerschaft es erschwert, sich explizit als SchweizerIn zu definieren, auch wenn dies dem inneren Gefühl am besten entsprechen würde. So zum Beispiel die Aussage einer G3, welche die italienische und die spanische, nicht aber die Schweizer Staatsbürgerschaft besitzt; auf die Frage, wie stark sie sich als Spanierin, Italienerin und Schweizerin fühle, meint Simona [Hervorhebung durch die Autorinnen]: *also wenn ich ehrlich bi / Schwizerin / jo will ich bi do ufgwachse und ebe ich bi sit chlei do und / ich weiss nit / es wär scho ebe dütsch / Schwizerin / jo ich bi eifach do ufgwachse / ich ka nit viel drzue sage.*<sup>48</sup> Sie vermittelt mit dieser Antwort den Eindruck, sie müsse gegenüber der Interviewerin legitimieren – bzw. beinahe sich selber zuerst davon überzeugen – dass sie sich als Schweizerin fühlen kann und darf, auch wenn sie offiziell nicht Schweizerin ist. Eine starke Wirkung der rechtlichen Staatszugehörigkeit auf die Selbstdefinition zeigt sich auch in der Aussage von Selina, die einzig die spanische Staatsbürgerschaft besitzt und deshalb zögert, sich als Schweizerin zu bezeichnen: *Also ich bi scho Spanierin, aber... (...)* *Vielleicht e bitz meh Schwizerin aber ungefähr gliich.*<sup>49</sup>

Wir halten also fest: Das Wissen um die offizielle(n) Staatszugehörigkeit(en) scheint die nationale Selbst-Identifikation vieler G3 nicht unwesentlich zu beeinflussen. Diese Hypothese wird durch die Beobachtung noch untermauert, dass diejenigen G3 unseres Samples, die sich ausschliesslich als ItalienerIn bzw. SpanierIn fühlen, alle auch ausschliesslich die entsprechende Staatsbürgerschaft besitzen. Obwohl sie sich – und das geht ebenfalls aus ihren Aussagen hervor – dort zuhause fühlen, wo sie geboren und aufgewachsen sind und wo sie auch heute leben, also in der Schweiz, definieren sie sich als ItalienerInnen bzw. SpanierInnen, und es dürfte zu einem wesentlichen Anteil das Verdikt ihres Passes sein, das sie dazu bringt. Andererseits finden sich Jugendliche mit ausschliesslich ausländischer Staatsbürgerschaft auch unter denjenigen, die erklären, sich stärker als SchweizerIn zu fühlen. Ihre offizielle Staatsbürgerschaft scheint für diese Befragten kein sehr gewichtiges Kriterium für ihre nationale Selbst-Identifikation zu sein – zumindest nicht im Rahmen der Interviewsituation. Andere Kriterien, namentlich der Geburts-/Lebensort, sind in ihren Augen relevanter.

<sup>48</sup> *Also wenn ich ehrlich bin, Schweizerin, ja, weil ich hier aufgewachsen bin und eben, ich bin hier seit ich klein war und, ich weiss nicht, es wäre schon eben Deutsch, Schweizerin, ja, ich bin einfach hier aufgewachsen, ich kann nicht viel dazu sagen.* (IB06\_G3, 166)

<sup>49</sup> *Also ich bin schon Spanierin, aber (...)* *Vielleicht ein wenig mehr Schweizerin, aber etwa beides gleich.* (EB05\_G3, 67, 119)

### 3.3.2 Die Rolle der Sprache

Wie angekündigt wollen wir uns nun fragen, inwiefern auch der Sprachgebrauch und/oder die affektive bzw. symbolische Bedeutung, welche die G3 den verschiedenen Sprachen (LL, LOH) beimessen, ihre nationale Selbst-Identifikation beeinflussen.

Waters (1990: 116-118) hatte in ihrer Studie festgestellt, dass in den monolingual geprägten USA die Sprache der europäischen Vorfahren der weissen Angehörigen der dritten und vierten Einwanderergeneration keine Bedeutung mehr hatte als Bindeglied innerhalb der ethnischen Gruppe, der sich die InformantInnen zugehörig erklärten. Gleichzeitig beobachtete sie jedoch, dass viele Befragte bedauerten, dass sie die Sprache ihrer Vorfahren nicht erworben hatten – sie brachten diesbezüglich ein starkes Gefühl des Verlustes (*sense of loss*) zum Ausdruck. Etliche, v.a. jüngere, lernten die Sprache ihrer Vorfahren als Fremdsprache, weil sie ihren ethnischen Wurzeln näher kommen oder das Herkunftsland ihrer Vorfahren besuchen wollten. Dieser Wunsch monolingualer Angehöriger der dritten Generation, die ethnische Sprache ausgewählter Vorfahren zu erlernen, verweist laut Waters gerade auf das Lücken- und Symbolhafte ihrer ethnischen Identität.

Ist Vergleichbares auch bei „unseren“ G3 zu beobachten, oder macht der Kontext des nationalstaatlich gegliederten und vielsprachigen Europa mit seinen transnationalen sozialen Räumen (Fürstenau 2004; Gogolin 2008; Pries 2008) hier einen Unterschied? Und wenn ja, inwiefern?

#### Sprache als cultural carrier...

Zunächst ist in diesem Zusammenhang folgende Beobachtung bemerkenswert: Diejenigen G3 unseres Samples, die angeben, sich ausschliesslich oder überwiegend als ItalienerIn bzw. SpanierIn zu fühlen, gebrauchen alle in ihrem Alltag relativ häufig die LOH und messen dieser Sprache eine affektive Bedeutung zu. Sie entstammen zudem alle – mit einer Ausnahme – LOH-homoglotten Elternpaaren. Die Aussagen dieser Jugendlichen zeigen, dass in ihrem Empfinden familiäre und nationale Wurzeln stark miteinander verwoben und schwierig auseinander zu dividieren sind (vgl. etwa auch Waters 1990: 115). Lisa etwa begründet ihr Gefühl, mehr Italienerin denn Schweizerin zu sein, wie folgt: *si anche se abito qua / parlo il francese / sono svizzera en la carta d'identità / si sono italiana d'origini (...)* *per me sono comunque un po' piu italiana / voglio dire i miei due genitori sono italiani quindi / anche se sono nata qua sono un'italiana.*<sup>50</sup> Das anschaulichste Beispiel liefert Giuseppe, ein G 2.5, der sich im Rahmen des Interviews völlig und ausschliesslich mit der nationalen Herkunft seiner Eltern und Grosseltern identifiziert und sich dabei u.a. auf „Vorbilder“ innerhalb seiner Familie bezieht [Hervorhebung durch die Autorinnen]: *allora io ventiquattro su ventiquattro ore mi sento italiano / veramente svizzero non mi sento (...)* *no / non sono mai stato in una situazione che mi sentivo più svizzero che italiano.* [Q: e com'è che vedi che sei italiano?] *allora dal mio modo di essere (...)* *sono casinista / no / sono una persona / non dico che s'incavola facilmente però un po' / non ci vuole tanto / e un po' di temperamento anche dalla lingua / quello penso che più gli italiani lo fanno / sono così / anche mio padre i miei zii / tutti*

<sup>50</sup> *Ja, auch wenn ich hier wohne, Französisch spreche, von der Identitätskarte her Schweizerin bin, so bin ich doch ursprünglich Italienerin (...)* *in meinen Augen bin ich trotzdem ein bisschen mehr Italienerin, ich meine, meine beiden Eltern sind Italiener, darum, auch wenn ich hier geboren wurde, bin ich Italienerin.* (IG04\_G3, 48, 50)

*quelli che conosco io sono così / e dal modo di vestirmi (...) gli italiani che conosco io si vesta(o)no solo così (...) allora anche un po' dal modo come si veste la persona.*<sup>51</sup>

Die starke Identifizierung dieses Typs von G3 mit der nationalen Herkunft ihrer Grosseltern bzw. Eltern ist vermutlich weniger (oder bloss „indirekt“) auf ihren Sprachgebrauch bzw. ihre affektive Verbundenheit mit der LOH zurück zu führen denn auf die Tatsache, dass – wie auch Waters beobachtete (1990: 26, 115) – die nationale Selbstdefinition von Angehörigen der späteren Einwanderungsgenerationen massgeblich von in der Familie präsenten Konstruktionen nationaler Herkunft beeinflusst wird – also davon, welche Nationalität die Eltern/Grosseltern sich selber und ihren Kindern zuschreiben. Wie diese elterlichen Zuschreibungen ausfallen, hängt wiederum stark von der nationalen Zusammensetzung der Kern- und erweiterten Familie ab. Die nationale Sozialisation ist in der Regel dann stärker, wenn beide Elternteile derselben Gruppe angehören: "A homogeneous nuclear family, along with a homogeneous extended family, is more able and likely to pass on to offspring the ethnic feelings, identification, culture, and values that will help perpetuate the group." (Lieberson und Waters 1988: 165). Auch im Falle der von uns befragten G3 ist dieses Phänomen zu beobachten: Es sind insbesondere diejenigen G3, deren Eltern LOH-homoglott sind – und ganz besonders die G2.5 – die sich stark mit der nationalen Herkunft ihrer Grosseltern bzw. Eltern identifizieren.

Bei der Begründung seines nationalen Zugehörigkeitsgefühls bestätigt Giuseppe allerdings auch eine weitere Erkenntnis, die Waters aus ihrer Studie gewonnen hat: Dass sich familiäre Konstruktionen nationaler Zugehörigkeit meist einerseits auf kulturelle Praktiken (wie etwa Sprache, Essenstraditionen, religiöse oder traditionelle Feiertage), also eigentlich auf einen national etikettierten Lebensstil, und andererseits auf national etikettierte sozialpsychologische Züge bzw. Verhaltensweisen stützen. Giuseppe bezieht sich auf beides, wenn er seinen LOH-Gebrauch, seine Charaktereigenschaften bzw. sein Temperament und seinen Kleidungsstil zur Legitimierung seiner nationalen Selbstidentifikation heranzieht. Im Interview mit seiner Mutter wird ersichtlich, dass der Aufrechterhaltung einer italienischen Identität in seiner Familie grosse Bedeutung beigemessen wurde und wird, und dass sich dies offensichtlich auf die Selbst-Identifikation der G3 auswirkt [Hervorhebung durch die Autorinnen]: (...) *loro si sentono italiani perché loro per esempio ecco / si parla tante volte di farci svizzeri / di prendere la nazionalità svizzera e tutto / e dicono 'no no siamo italiani / ci teniamo (a) restare italiani / vogliamo essere italiani' / perché vogliono sentirsi italiani / ecco noi li abbiamo cresciuti così che sono attaccati alle loro origine anche se non hanno mai vissuto in Italia / ci vanno soltanto per le vacanze / però i miei figli parlano l'italiano / per questo si sentono anche italiani / però qualcuno che non parla assolutamente italiano / come fa a capire /*

<sup>51</sup> Also ich fühle mich rund um die Uhr als Italiener, als Schweizer fühle ich mich nicht wirklich (...) nein, ich war noch nie in einer Situation, in der ich mich mehr als Schweizer denn als Italiener gefühlt hätte. [Q: Und woran erkennst du, dass du Italiener bist?] Also von meiner Art her (...) ich bin ein Chaot, ich bin eine Person, die relativ rasch wütend wird, ich sage nicht, dass ich sofort ausraste, aber ein wenig, ich meine, es braucht nicht so viel, um mich auf die Palme zu bringen, und ein bisschen Temperament, das kommt wohl auch von der Sprache. Ich denke, dass die Italiener eher so sind; ich bin so, auch mein Vater und meine Onkel; alle, die ich kenne, sind so. Auch daran, wie ich mich kleide, erkennt man den Italiener (...) die Italiener, die ich kenne, ziehen sich nur so an (...) darum erkennt man es auch ein wenig am Kleidungsstil. (IB02\_G3, 95, 97, 99, 101)

*come fa a sentire certe cose?*<sup>52</sup> Giuseppe Mutter erläutert hier auch, auf welche Elemente sich ihre Konstruktion italienischer Identität stützt: Die LOH tritt in ihrer Sichtweise als wichtiges Element bei der Reproduktion nationaler Identität hervor, und zwar im Sinne eines *cultural carrier*. Was sie anspricht, ist die Tatsache, dass das Beherrschen der LOH den G3 dabei hilft bzw. es ihnen erst ermöglicht, die italienische "Kultur" (im Sinne einer bestimmten Art und Weise, wie die Umwelt wahrgenommen und darauf reagiert wird) für sich zu erschliessen. So sind LOH-Kenntnisse in den Augen von Giuseppe Mutter eine zwar vielleicht nicht unbedingt notwendige, aber zweifellos sehr wirksame Stütze einer nationalen Identität – eine Sichtweise, die auch in der Fachliteratur häufig anzutreffen ist (vgl. Dorian 1999; auch Stösslein 2005: 126ff).

### ... und als Identitätsmarker

Die Argumentation zur Legitimierung ihrer nationalen Zugehörigkeitsgefühle dreht sich auch bei vielen anderen befragten Jugendlichen um Sprachkompetenzen und Sprachgebrauch.<sup>53</sup> Man fühlt sich als SchweizerIn, weil man am häufigsten und/oder am besten LL spricht. Im Gegenzug fühlt man sich (zusätzlich) als ItalienerIn oder SpanierIn, weil man über gewisse Italienisch- bzw. Spanischkenntnisse verfügt und/oder weil man regelmässig auch LOH spricht. Oder man sieht sich umgekehrt durch mangelhafte LOH-Kenntnisse daran gehindert, sich gleichermassen als ItalienerIn bzw. SpanierIn zu fühlen wie als SchweizerIn, wie es eigentlich der Abstammung entsprechen würde. Dies wird etwa bei Laura deutlich: *à l'intérieur de moi je me sens italienne mais c'est plutôt pour le parler (...) ça m'handicape un tout petit peu que je ne sache pas parler la langue.*<sup>54</sup> Auch Manon tönt ähnlich in ihrer Begründung, warum sie sich mehr als Schweizerin denn als Italienerin fühlt: *parce que / je parle tout le temps français (...) mais quand même je le suis quand même à moitié / mais pas vraiment / pour moi je suis plus suisse quand-même / vu que je ne parle pas forcément bien la langue / que je l'apprends à l'école et pas de mes parents.*<sup>55</sup>

Diese Argumente verweisen darauf, dass für etliche der befragten Jugendlichen die Sprache tatsächlich als Identitätsmarker funktioniert und wahrgenommen wird. Einige – und interessanterweise gerade solche, die sich besonders mit der nationalen Herkunft ihrer Grosseltern identifizieren – erklären, sie fühlten sich auch darum manchmal als

<sup>52</sup> Sie [ihre Kinder] fühlen sich als ItalienerInnen weil sie zum Beispiel – also wir sprechen oft darüber, ob wir uns in der Schweiz einbürgern lassen sollen, und da sagen sie: "Nein, nein, wir sind ItalienerInnen, wir wollen ItalienerInnen sein und bleiben". Weil sie sich als ItalienerInnen fühlen wollen. Wir haben sie so aufgezogen, dass sie an ihrer Herkunft hängen, auch wenn sie nie in Italien gelebt haben, nur die Ferien dort verbringen. Allerdings sprechen meine Kinder Italienisch, auch darum fühlen sie sich als ItalienerInnen; wie kann jemand, der überhaupt kein Italienisch spricht, gewisse Dinge nachempfinden? (IB02\_G2, 107)

<sup>53</sup> Die Tatsache, dass es im Interview um Sprachweitergabe und -gebrauch ging, hatte hier mit einiger Wahrscheinlichkeit einen Einfluss, den es zu berücksichtigen gilt: Nachdem sie vorangehend zu ebendieser Thematik befragt worden waren, dürften die Befragten tendenziell dazu geneigt haben, ihre nationalen Zugehörigkeitsgefühle mit Argumenten rund um Sprachkompetenzen und Sprachgebrauch zu begründen. Auch unter Berücksichtigung dieses eventuellen Bias behalten diese Argumente aber ihre Relevanz, wie im Weiteren gezeigt wird.

<sup>54</sup> In meinem Innern fühle ich mich als Italienerin, aber es ist eher das Sprechen (...) das behindert mich ein klein wenig, dass ich die Sprache nicht sprechen kann. (IG02\_G3, 188, 192)

<sup>55</sup> Weil ich ständig Französisch spreche (...) aber trotzdem, ich bin es [Italienerin] trotzdem zur Hälfte, aber doch nicht wirklich, aus meiner Sicht bin ich doch mehr Schweizerin, angesichts der Tatsache, dass ich die Sprache nicht unbedingt gut spreche, dass ich sie in der Schule lerne und nicht von meinen Eltern. (IG06\_G3, 56)

SchweizerInnen, weil sie die LOH mit einem Akzent sprächen. Carmen etwa sagt, sie fühle sich eigentlich vor allem als Spanierin, sie liebe Spanien und sei stolz auf ihre spanische Herkunft. 100-prozentige Schweizerin zu sein findet sie uninteressant: *en vez de los otros me / euh así pues yo / tengo una origen por lo menos / de los otros que son cien por cien suizo / no encuentro bien ser cien por cien suizo.*<sup>56</sup> Mit dieser Aussage passt sie sehr gut ins Modell einer *symbolic identity*, die für weisse US-AmerikanerInnen der späteren Einwanderungsgenerationen so typisch ist: „Being ethnic makes them feel unique and special and not just „vanilla““ (Waters 1990: 151). Was Carmen sich aber quasi gegen ihren Willen als Schweizerin fühlen lässt, ist ihr französischer Akzent, wenn sie Spanisch spricht: *pues / el acento todo eso / cuando hablo en español tengo el acento / francés todo eso entonces / es diferente / de los otros que hablan en español / ellos tienen más acento español / y yo se ve que soy extranjera por el acento cuando hablo en español.*<sup>57</sup> Auch Pablo, ein G3 mit spanischem Vater und italienischsprachiger Mutter, berichtet davon, dass er unter Italienisch- und Spanischsprachigen auffällt, weil er das R nicht rollt: *en italien surtout parce que j'ai pas le r / et en espagnol il a aussi le r mais j'l'ai jamais eu (... ) les gens de mon cours d'italien / le prof / et euh quand j'vais en italie i's marrent un peu mais voilà.*<sup>58</sup>

Junge G3 wie diese werden sich also jedesmal, wenn sie LOH sprechen, bewusst, dass sie anders sprechen als „normale“ ItalienerInnen oder SpanierInnen (bzw. LOH-sprachige Menschen) – vielleicht werden sie von ihren ZuhörerInnen sogar explizit darauf hingewiesen. Sprache funktioniert hier offensichtlich als Identitätsmarker: G3 mit Akzent in der LOH werden – ob sie wollen oder nicht – von anderen und insbesondere von den im Herkunftsland lebenden Mitgliedern der nationalen bzw. LOH-Sprachgemeinschaft, als nicht ganz zugehörig wahrgenommen und identifiziert.

In dieselbe Kategorie von nicht kontrollierbaren Identitätsmarkern gehört neben sprachlichen Merkmalen aber auch die Hautfarbe bzw. ein etwas dunklerer Teint, der verbreitet mit „SüdeuropäerInnen“ in Verbindung gebracht wird. Die Art und Weise, wie die Mutter von David die „nationalen Charaktere“ ihrer beiden Kinder beschreibt, zeigt, wie Fremd- und Selbst-Identifikation von physischen Stereotypen beeinflusst sein kann: *mi hija / se siente muy española / ella siempre lo dice / aunque supongo que hable mucho / menos bien que David / David / supongo que se siente también una parte español pero no es / no es lo más fuerte en él / no / no está atraído por todo lo que es de España le gusta ir de vacaciones porque son las vacaciones es el mar y / pero no / no le gusta / vamos a decir todo lo que es típico ambiente español o / él le molesta que la gente hable fuerte por ejemplo en España me dice pero siempre parece que están chillando / Eva no / Eva más ha incluido fuerte música le gusta / y él todo esto le molesta es más / tiene un carácter más cómo / vamos a decir la gente de aquí / pero dos niños igual son cada uno eso es cuestión de carácter él también tiene la piel más clara (... ) sí dice yo no soy como vosotras dos porque ella / es muy morena / y broncea rápido / y / él es más claro de pelo de todo de los*

<sup>56</sup> Ich habe wenigstens eine Herkunft; die anderen, die zu hundert Prozent SchweizerInnen sind – ich finde es nicht gut, zu hundert Prozent SchweizerIn zu sein. (EG03\_G3, 22-32)

<sup>57</sup> Also, der Akzent und so. Wenn ich Spanisch spreche habe ich einen französischen Akzent, nicht wie die anderen, die Spanisch sprechen. Die haben mehr den spanischen Akzent, und bei mir, wenn ich Spanisch spreche, hört man an meinem Akzent, dass ich Ausländerin bin. (EG03\_G3, 32)

<sup>58</sup> Vor allem im Italienischen, weil ich das R nicht habe ; und im Spanischen hat es auch dieses R, aber ich habe das nie gehabt (... ) die Leute von meiner Italienischklasse, der Lehrer, und auch wenn ich nach Italien gehe, machen sie sich ein bisschen lustig, aber eben, so ist das halt. (EG04\_G3, 200, 206)

*ojos.*<sup>59</sup> Zwei der befragten G3 lassen in ihren Aussagen denn auch erkennen, dass sie sich im Alltag und in der Folge auch in ihrem identitären Prozess mit dem Stereotyp dunkelhäutiger SüdeuropäerInnen konfrontiert sehen bzw. darauf reagieren. Patricia betont im Interview sehr, sie würde sich als Spanierin fühlen, *obwohl* sie keinen sehr dunklen Teint hätte und darum alle glaubten, sie sei Schweizerin: *yo me siento española pero cuando estoy en la escuela claro son más suizos y entonces también hablo con ellos alemán pero me siento más española* [Q: y ellos sabes cómo os ven a vosotras?] *bueno a mí me ven / creen todos que soy suiza porque no soy tan morena (... )* [Q: pero suizas también os sentís o?] *no tengo nada de suiza.*<sup>60</sup>

Patricia ist sich hier sehr bewusst, inwieweit ihre äussere Erscheinung den geläufigen nationalen Stereotypen entspricht bzw. nicht entspricht, und bestätigt somit Waters' Beobachtungen: „Individuals are aware of their own physical appearances and of how closely they resemble stereotypes of their ethnic group.“ (1990: 75) Waters weist in diesem Zusammenhang auch darauf hin, dass dieses Bewusstsein unter Umständen die ethnischen Wahlmöglichkeiten eines Individuums einschränken kann – dann nämlich, wenn die Person, in Reaktion auf entsprechende Fremdzuschreibungen, ihre eigene physische Erscheinung bei der Selbst-Identifikation besonders stark gewichtet: „The degree to which physical appearance is used to determine one's ancestry affects the ease with which a person moves into or out of the group. A person who closely matches the stereotype of his or her ethnic group is easily typecast. It also can constrain an individual's choice of which of various ancestries to identify with. If one believes one is "marked" as Italian as opposed to Irish, one will tend to identify with Italians.“ Patricia wird aufgrund ihrer äusseren Erscheinung von anderen nicht als Spanierin identifiziert, sondern als Schweizerin, und sie ist sich das bewusst – trotzdem lässt sie sich davon in ihrer Selbstidentifikation – zumindest gegenüber der Interviewerin – nicht stark beeinflussen. Dasselbe gilt für David, der sich mit Berufung auf seine Abstammung (binationales Elternpaar) gleichermaßen als Schweizer wie als Spanier fühlt. Er scheint einige Mühe zu haben, seine spanische Identität anders als durch Abstammung zu rechtfertigen, denn sie gründet ebenfalls nicht auf wahrnehmbaren stereotypen Zugehörigkeitszeichen wie dunklem Teint oder einer Vorliebe für Feste und Tanzen, sondern einfach darauf, dass er Spanien mag, wie er sagt: [Q: y cómo ves que eres suizo y cómo ves que eres español?] *pues mi madre (... ) me dice que / no tengo una cara de español je bronze pas beaucoup no sé (... )* [Q: cómo ves que eres español entonces?] (... ) *no sé porque no me gusta hacer fiesta y / bailar y todo eso no me gusta / y a los españoles sí / pero a mí no* [Q: pero me

<sup>59</sup> Meine Tochter fühlt sich sehr als Spanierin, das sagt sie immer, obwohl ich denke, sie spricht viel weniger gut [Spanisch] als David. David fühlt sich wohl auch teilweise als Spanier, denke ich, aber bei ihm ist das nicht so stark, er fühlt sich nicht von allem angezogen, was aus Spanien kommt. Er fährt in den Ferien gerne hin, weil dann Ferien sind, weil dort das Meer ist, aber er findet nicht alles toll, was, sagen wir, typisch spanisch ist. Es stört ihn zum Beispiel, dass die Leute dort laut sprechen, er sagt mir, man könne meinen, die Leute schreien. Eva nein, Eva hat... die laute Musik gefällt ihr, während ihm [David] das alles stört, er hat mehr einen Charakter wie, sagen wir, die Leute von hier. Aber die beiden Kinder sind jedes... das ist eine Frage des Charakters. Er [David] hat auch hellere Haut. (...) Er sagt: « Ja, ich bin nicht wie ihr beide » [seine Mutter und seine Schwester], denn sie [Eva] hat braune Haut und bräunt rasch an der Sonne, und er [David] hat hellere Haare, alles, auch die Augen. (EG02\_G2, 156, 158)

<sup>60</sup> Ich fühle mich als Spanierin, aber wenn ich in der Schule bin, dann hat es dort natürlich mehr SchweizerInnen und ich spreche Deutsch mit ihnen, aber ich fühle mich stärker als Spanierin. [Q: Und sie, weisst du, wie sie euch sehen?] Gut, sie sehen mich... sie glauben alle, ich sei Schweizerin, da ich nicht sehr braune Haut habe (...) [Aber als SchweizerInnen fühlt ihr euch auch ein wenig, oder?] Ich habe nichts von einer Schweizerin. (EB04\_G3, 77, 81)

estás diciendo todo lo que / todo lo que te hace parecer o sentir suizo no pero español nada?] *sí / me gusta españa / simplemente.*<sup>61</sup>

Auch der Familienname kann als Identitätsmarker funktionieren. Die von uns befragten G3 berichten zwar nicht explizit von Erfahrungen diesbezüglich, es fällt aber auf, dass diejenigen, die sich stark mit der Herkunft ihrer Grosseltern identifizieren, in der Regel auch italienische bzw. spanische Namen tragen (Vor- und Nachnamen), während Jugendliche mit typisch schweizerischem Familiennamen eher zögern, sich als ItalienerIn oder SpanierIn zu bezeichnen. Ganz allgemein scheint es denjenigen G3 aus unserem Sample, bei denen sich mehrere Identitätsmarker vom nationalen Gesichtspunkt her entsprechen (etwa Aussehen, Familienname, Ausdrucksfähigkeit in LOH), deutlich selbstverständlicher zu sein, sich mit der entsprechenden nationalen Gruppe zu identifizieren.

Sei es eine akzentgefärbte Sprache, ein „unpassender“ Familienname oder ein „untypisches“ Aussehen – das „Problem“, mit dem die betreffenden G3 umgehen müssen, ist immer dasselbe: Die qua Abstammung gegebene bzw. ihre Wunsch- oder gefühlte Zugehörigkeit (zur Herkunftsgruppe ihrer Grosseltern oder zur Gruppe der SchweizerInnen), entspricht zuweilen nicht dem, was ihr Aussehen, ihr Name, ihr Pass oder – insbesondere gegenüber einem LOH-sprachigen „Publikum“ – ihre Sprache suggeriert. Es dürfte in der Tat die Alltagserfahrung nicht weniger G3 sein, dass eine nicht unmittelbar sichtbare, wegen fehlender bzw. „verräterischer“ Identitätsmarker von einer für sie relevanten Gruppe nicht bestätigte bzw. sogar negierte Wunsch-Identität nicht ganz einfach zu rechtfertigen ist. Entscheidend ist nun aber, dass sich dieses „Problem“ je nach individuellen Merkmalen und je nach „Publikum“, bei dem die G3 eine bestimmte soziale Identität einfordern wollen, unterschiedlich präsentiert. Jemand, der oder die einen italienischen Vor- und Nachnamen trägt, einen dunklen Teint und dunkles Haar hat, sich fließend in Italienisch ausdrücken kann und auch auf dem Papier ausschliesslich ItalienerIn ist, also keinen Schweizer Pass besitzt, wird sich mühelos als ItalienerIn definieren können und diese reklamierte Identität von einem lokalen wie auch einem italienischen „Publikum“ auch ohne Weiteres bestätigt erhalten. Allerdings dürfte diese Person, falls sie sich in bestimmten Kontexten auch als SchweizerIn definieren möchte, diese Identität, insbesondere von einem Schweizer „Publikum“, vielleicht nicht auf Anhieb bestätigt erhalten – auch wenn sie fließend die Lokalsprache spricht. Demgegenüber wird ein/e G3 spanischer Abstammung mit typisch schweizerischem Nachnamen und nicht dem Stereotypen des „Südländers“ entsprechendem Aussehen, der oder die ausserdem kaum oder mit starkem schweizerischem Akzent Spanisch spricht, mehr Mühe haben, gegebenenfalls ihre spanische Wunsch-Identität einzufordern, insbesondere gegenüber einem spanischen „Publikum“. Im Gegenzug wird die Schweizer Identität dieser Person in der Regel ohne Weiteres vom Umfeld anerkannt und bestätigt werden.

<sup>61</sup> [Q: Woran siehst du, dass du Schweizer bist, und woran, dass du Spanier bist?] *Also meine Mutter (...)* sagt mir, dass ich nicht spanisch aussehe. Meine Haut bräunt nicht stark, ich weiss nicht. [Q: Woran siehst du dann aber, dass du Spanier bist?] *Ich weiss nicht, denn ich mag nicht feiern und tanzen und all das, das gefällt mir nicht, den Spaniern schon, aber mir nicht.* [Q: Aber du erzählst mir gerade, was dich als Schweizer erscheinen oder fühlen lässt, aber als Spanier? Nichts?] *Doch, ich mag Spanien ganz einfach.* (EG02, 40-48)

Wie unsere Studie zeigt, kommt bei diesen Prozessen nationaler Identifikation, neben der rechtlich anerkannten Staatszugehörigkeit (ausgedrückt durch den Pass), vor allem der Sprache als starkem Identitätsmarker Bedeutung zu – und darin liegt, neben etlichen zu beobachtenden Gemeinsamkeiten, der entscheidende Unterschied zwischen unseren InformantInnen, europäischen G3-Jugendlichen, und Waters' US-amerikanischen GesprächspartnerInnen. Für die grosse Mehrheit der von uns befragten G3 stellt es kaum ein Problem dar, sich als SchweizerIn zu definieren: Sie sprechen fließend und akzentfrei eine schweizerische Lokalsprache, und die meisten besitzen auch die Schweizer Staatsbürgerschaft. Ihre Schweizer Identität wird daher vom lokalen Umfeld in der Regel ohne Weiteres anerkannt und bestätigt. Gegenüber einem Schweizer „Publikum“ haben sie ausserdem auch die Möglichkeit, sich in bestimmten Kontexten – d.h., wenn es sich positiv auf ihre soziale Identität auswirkt – (zusätzlich) als ItalienerInnen oder SpanierInnen zu deklarieren: Ein entsprechender Name, ein bestimmter Kleidungsstil, Ferien bei Verwandten in Italien bzw. Spanien, ein „südländisches“ Aussehen, oder auch ein paar noch so einfache Sätze in Italienisch oder Spanisch genügen, damit ihr „Publikum“ die von ihnen eingeforderte Identität anerkennt. Soweit haben die G3 in der Schweiz mit Waters' InformantInnen gemein, dass sie sich gegenüber einem lokalen „Publikum“ situationsabhängig wahlweise zu ihrer schweizerischen oder/und zur nationalen Identität ihrer Vorfahren bekennen können, ohne dafür einen sozialen Preis zu bezahlen. Um einiges schwieriger ist es für sie jedoch – und hier kommt die europäische Realität regerer transnationaler Beziehungen und Mobilität ins Spiel – gegebenenfalls ihre italienische oder spanische Wunsch-Identität gegenüber einem italienischen oder spanischen „Publikum“ zu rechtfertigen und aufrechtzuerhalten: Zwar können sie in der Regel das Argument ihrer Abstammung und folglich ihres spanischen oder italienischen Passes ins Feld führen, ihre Sprache – als in vielen Situationen offensichtlicherer Identitätsmarker – verrät sie aber u.U. rasch als Nicht-Zugehörige.

In Abhängigkeit ihrer individuellen Situation gehen die befragten Jugendlichen unterschiedlich mit dieser identitären Herausforderung um. Einige dürften sich (unbewusst) tendenziell als derjenigen nationalen Gruppe zugehörig deklarieren, der sie auch von aussen, aufgrund der genannten Identitätsmarker, zugeschrieben werden. Andere versuchen aber, und auch dafür gibt es in unserem Sample Beispiele, die „vererbt“ und/oder gefühlte Wunsch-Identität trotz eines oder mehrerer in ihren Augen „verräterischer“ Identitätsmarker, die das Gegenteil behaupten, gegenüber dem für sie in einer bestimmten Situation relevanten „Publikum“ aufrechtzuerhalten. Sie tun dies, indem sie ihre gewünschte Gruppenzugehörigkeit mit möglichst sichtbaren Zeichen bei geeigneten Gelegenheiten zeigen bzw. zu „beweisen“ versuchen. Und dabei kommt wiederum den Sprachkenntnissen eine wesentliche Bedeutung zu, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden.

### 3.3.3 Identifikationsphasen und Identifikationsmomente

Die Argumentationen, die von den befragten G3 am häufigsten vorgebracht werden, um ihre nationale(n) Identität(en) zu begründen – a) *Abstammung bzw. Vererbung der Nationalität* und b) *Ort, wo man seit Geburt gelebt hat* – verweisen zwar darauf, dass die Jugendlichen nationale Identität als im Zeitverlauf relativ stabilen Fakt begreifen. Allerdings weisen etliche der von uns befragten G3 explizit auch darauf hin, dass ihre – übrigens in allen diesen Fällen mehrfachen – nationalen Zugehörigkeitsgefühle variabel,



kontext- und situationsabhängig seien.<sup>62</sup> Darin zeigt sich die auch von Waters beschriebene, zeitliche und situationelle Dimension der ethnischen Identifikation bei (weissen, nicht stigmatisierten) Nachkommen von Zugewanderten: Je nach Lebensphase, Interaktionssituation und Interaktions-Gegenüber identifiziert man sich national unterschiedlich, und dabei spielen der Wunsch nach einer positiven sozialen Identität sowie (antizipierte) Fremdzuschreibungen eine wesentliche Rolle.

Was die sich im Zeitverlauf verändernden Identifikationen angeht, liefert die intensive „italienische Phase“ von Vanessa ein gutes Beispiel. Während sie als 16-Jährige unbedingt den italienischen Pass haben wollte und sehr stolz darauf war, lächelt sie zum Zeitpunkt des Interviews darüber und fühlt sich kaum noch als Italienerin: *parlo un po' l'italiano / che ho il nonno che è italiano / ho il passaporto ma / niente di più / e la Svizzera è il mio paese per cui / la mia vita l'ho cominciata qui e penso di finirla qui / spero.*<sup>63</sup> Bei der 13-jährigen Laura hingegen könnte es sein, dass sich eine bevorstehende „italienische Phase“ erst andeutet, wenn man ihrer Mutter zuhört: (...) *mais voilà il y a un désir / ça vient de Laura / elle a envie de s'améliorer / de parler italien avec sa grand-mère / alors elle m'a dit tu sais j'ai décidé avec nonna qu'on se parlait en italien / j'ai dit / ah bon / d'accord / il y a quelque chose là / en tout cas elle souhaite que ma mère lui parle (...) elle développe plutôt / une attirance / c'est sa différence à elle / c'est son petit plus et puis elle aime bien / je crois qu'elle a aussi envie d'aller / ça lui plaît quoi / c'est quelque chose qui n'est pas contraignant de toute façon / donc / je crois qu'elle a plutôt envie elle a plutôt une attirance positive / envers la langue et le pays / et ce que ça représente / je crois.*<sup>64</sup>

Von ähnlichen Phasen der Identifikation weiss auch die Mutter von David zu berichten: *mi hijo ahora de momento tiene periodos cambian mucho los adolescentes ahora está en el periodo suizo / no quiere nada más que por Fribourg y por la suiza / es alucinante desde que ha descubierto que su: abuela paterna hace poco ha descubierto que tenía orígenes de Fribourg pero que me parece que su padre no ha tenido que ir nunca a Fribourg o que no lo sabe realmente de dónde viene / pero él ahora tiene una identidad con eso que / pero el año pasado era / español cuando había los mundiales / se ponía la / íbamos a ver los partidos en la Praille se ponía la bandera esto / iba vestido de español todo el verano / a lo mejor el año próximo será francés / me parece que es propio de la adolescencia / de momento está / en lo suizo.*<sup>65</sup>

<sup>62</sup> Unter den Befragten, von denen hier die Rede ist, befinden sich interessanterweise alle vier G3 unseres Samples, deren Eltern LO1-LO2 heteroglot sind und die also drei nationale Zugehörigkeiten „zur Auswahl“ haben. Dies könnte zur Hypothese führen, dass je mehr potentielle Zugehörigkeiten jemand hat, desto eher er/sie Zugehörigkeitsgefühle als situationsabhängig wahrnimmt und darstellt.

<sup>63</sup> *Ich spreche ein bisschen Italienisch, mein Grossvater ist Italiener, ich besitze den italienischen Pass, aber mehr nicht ; die Schweiz ist mein Land und daher... ich habe mein Leben hier begonnen und es wird auch hier zu Ende gehen, hoffe ich. (IG03\_G3, 244)*

<sup>64</sup> *Aber eben, da ist ein Verlangen, es kommt von Laura selber, sie hat Lust, ihr Italienisch zu verbessern, mit ihrer Grossmutter Italienisch zu sprechen. Sie hat mir gesagt: „Weisst du, ich habe mit Nonna beschlossen, dass wir zusammen Italienisch sprechen.“ Ich sagte: « Ah ja ? Gut, ok. ! » Da ist was dran, jedenfalls will sie, dass meine Mutter mit ihr [Italienisch] spricht (...) Sie entwickelt eher... eine Neigung, es [ihre Verbindung zu Italien] ist ihr persönlicher Unterschied, ihr kleines Plus. Und dann liebt sie es, ich glaube, sie hat auch Lust hinzufahren [nach Italien, in den Ferien], es gefällt ihr, es ist etwas, das ohnehin nicht verpflichtend ist... Ich denke sie hat eher Lust, eher eine positive Neigung hin zur Sprache und zum Land, und zu dem, was es repräsentiert, glaube ich. (IG02\_G2, 38, 42)*

<sup>65</sup> *Mein Sohn ist zurzeit... er hat Phasen, bei den Jugendlichen ändert sich das ständig... zurzeit ist er in einer schweizerischen Phase. Er hat nur für Freiburg und die Schweiz was übrig. Es ist unglaublich, seit er herausgefunden hat, dass seine Grossmutter väterlicherseits... Er hat vor kurzem herausgefunden, dass er*

Nicht nur mit Blick auf Identifikationsphasen, die an bestimmte Lebensabschnitte gebunden sind, finden wir in unter den befragten Jugendlichen Beispiele, sondern auch für die Kontext- und Situationsabhängigkeit nationaler Identifikationen. Der Kontext des Herkunftslandes bzw. ein Kontext, in dem man von LOH-sprachigen umgeben ist, scheint bei vielen der befragten G3 eine momentan verstärkte bzw. bewusstere Identifikation mit der nationalen Herkunft ihrer Grosseltern zu bewirken. Notabene geschieht dies aber eher Jugendlichen, denen es kaum Mühe macht, die LOH zu gebrauchen und die dies in einem solchen Kontext auch tun, wie das etwa bei Livio der Fall ist. Er erklärt auf die Frage, inwiefern er sich als Italiener und inwiefern als Schweizer fühle: *dipende dove sto (...) beh se sono a Trieste parlano tutti italiano e mi sento italiano / e se sono qua / parlano tutti tedesco e mi sento tedesco [svizzero].*<sup>66</sup> Auch Gianni macht dieselbe Erfahrung: *e capita a volte mi sento più svizzero se parlo / se sono insieme a amici svizzeri / e frequento qui in Svizzera / allora penso che il termometro dice più cinque sei / però se sto più in Italia / a Napoli / allora c'è la tensione più sull'italiano.*<sup>67</sup> Solche Aussagen weisen darauf hin, dass die Sprache eine wichtige Rolle spielt bei der Aushandlung anerkannter nationaler Identität in verschiedenen Umfeldern: Es ist im Wesentlichen ihre Zweisprachigkeit, die es diesen Jugendlichen ermöglicht, situationsbedingt, d.h. in der Schweiz und in Italien, jeweils die entsprechende ihrer beiden nationalen Zugehörigkeiten anerkannt und bestätigt zu erhalten.

Einige Aussagen der befragten G3 zeigen auch, dass ihr Wissen um die Fremdzuschreibungen durch ihr (Peer-) Umfeld ihre momentane Identifikation beeinflusst. Jan antwortet auf die Frage, ob er sich denn auch als Schweizer fühle: *Jo, aber nur teilweis. Ich wird scho als Spanier gseh (...) wenn ich / ich ha e Teil Usländer-Kollege und e Teil Schwiizer / wenn ich mit de Schwiizer zäme bin dänn fühl mi au als Schwiizer / und ja mit Usländer meh als Spanier.*<sup>68</sup>

Zaida erlebt, dass sie in der Schweiz als Spanierin angesehen wird, in Spanien hingegen nennt man sie „die Schweizerin“: *pues que cuando voy en españa bueno en galicia me llaman la suiza / y que / aquí me llaman española / porque / al fin no sé dónde de dónde vien de dónde vengo mucho porque / como allá me llaman la suiza y aquí la española no sé / pero bueno / me siento más española [Q : y quién te llama la española aquí?] aquí todos mis amigos y / y los profesores sólo cuando / hay que hablar de español me / me*

*freiburgische Wurzeln hat, aber ich glaube, sein Vater war selber nie in Freiburg und weiss nicht wirklich, woher er kommt. Aber er [David] hat nun diese Identität... Letztes Jahr hingegen war er Spanier, als die Fussball-WM war. Wir sind jeweils nach La Praille die Matches schauen gegangen, er zog sich die [spanische] Fahne über, er war den ganzen Sommer über spanisch [in den Farben Spaniens] gekleidet. Vielleicht wird er nächstes Jahr Franzose sein... Das scheint zur Adoleszenz zu gehören. Im Moment ist er in seiner Schweizer Phase. (EG02\_G2, 138)*

<sup>66</sup> *Es kommt drauf an, wo ich bin (...) wenn ich in Triest bin sprechen alle Italienisch und ich fühle mich als Italiener, und wenn ich hier bin, sprechen alle Deutsch und ich fühle mich als Deutsch[schweiz]er. (IB08\_G3, 214, 216)*

<sup>67</sup> *Manchmal fühle ich mich mehr als Schweizer, wenn ich... wenn ich mit Schweizer Freunden zusammen bin, hier in der Schweiz, dann denke ich würde das Thermometer [für « sich als Schweizer fühlen »] mehr anzeigen, fünf, sechs. Wenn ich hingegen in Italien bin, in Napoli, dann ist der Schwerpunkt mehr auf dem Italienischen. (IB07\_G3, 46)*

<sup>68</sup> *Ja, aber nur teilweise. Ich werde schon als Spanier gesehen [von den Anderen] (...) Wenn ich... ich habe einen Teil Ausländer-Kollegen und einen Teil Schweizer... Wenn ich mit den Schweizern zusammen bin, dann fühle ich mich auch als Schweizer, und ja, mit Ausländern mehr als Spanier. (EB01\_G3, 43, 45)*

*miran a mí y todo y pero / en suiza para en españa para / cuando me ven de cachondeo me dicen ah la suiza / porque / como vivo aquí.*<sup>69</sup>

Hier kommt auch die oben diskutierte Wirkung eines Akzents in der LOH ins Spiel, etwa wenn Adriano sagt, in Italien bezeichne man ihn aufgrund seines Akzents als Schweizer, und in der Schweiz als Italiener.

Momente, in denen sich auch bzw. gerade nicht-LOH-sprachige G3 zum Teil stark mit der nationalen Herkunft ihrer Grosseltern identifizieren, sind internationale Sportveranstaltungen und insbesondere Fussballspiele. Der Vater von Pablo formuliert es so: *bueno cuando hay partido de fútbol / bueno es / en realidad es / son momentos de también de un poco de identidad es verdad que / cuando hay un partido que que hay italia pues mi mi hijo bueno italia italia / e incluso españa un poco o sea que / son momentos de que se se siente pertenecer a / a una identidad o a un pasado incluso si es / un poco lejano pero.*<sup>70</sup> Dies dürfte mit der Tatsache zu tun haben, dass Italien wie Spanien „grosse“ Fussballnationen sind, was den Effekt hat, dass die Identifikation mit ihnen zu einer positiven sozialen Identität beiträgt (Tajfel 1978). So erzählt etwa die Mutter von Alberto über ihre Kinder [Hervorhebung durch die Autorinnen]: *io penso loro si sentono svizzeri tutti e quattro / loro sono tutte e due le nazionalità / anche il passaporto / hanno / però io penso si sentono svizzeri / fuori / quando l'Italia ha vinto il calcio allora (...) allora lì sì / sì allora / in quel momento / anche Alberto ha attaccato la bandiera italiana in camera sua.*<sup>71</sup> Zudem scheint eine nationale Identifikation in diesem spielerischen Kontext besonders einfach und für das „reale Leben“ absolut folgenlos zu sein. Die Zugehörigkeit kann ganz einfach mit materiellen nationalen Emblemen (Fahnen, Kleidungsstücke) manifestiert werden, es erscheint nicht notwendig, sie mittels anderen Zeichen wie etwa LOH-Kenntnissen zu „beweisen“. Die Mutter von Lea und Mattia berichtet vom plötzlichen Stolz ihrer Kinder, ItalienerInnen zu sein [Hervorhebung durch die Autorinnen]: *Mentre adesso / cioè Mattia ha quindici anni e Lea ne ha dodici / è come scattato un essere molto orgogliosi di essere italiani / cioè proprio / non so / la maglietta con l'Italia / sicuramente ha a che fare con il calcio / cioè essere campioni vuol dire fare parte della comunità vincente* [Q: senza grande sforzo] *esattamente / anzi / questo sicuramente da qualche / cioè non soltanto da quest'estate / ma da qualche anno era un fattore di orgoglio / da quest'estate sicuramente / e non so / Mattia / a un certo punto mi ha telefonato quando siamo diventati campioni e mi ha detto / 'mamma siamo diventati campioni / eh sì / mi fa proprio piacere / che contento che sono di essere italiano'.*<sup>72</sup> Die

<sup>69</sup> Nun, wenn ich nach Spanien gehe, nach Galizien, nennt man mich dort die Schweizerin, und hier nennt man mich die Spanierin weil... Schliesslich weiss ich nicht recht, woher ich komme, da man mich dort die Schweizerin und hier die Spanierin nennt, ich weiss nicht, aber gut, ich fühle mich mehr als Spanierin [Q: Und wer nennt dich hier Spanierin ?] Hier alle meine FreundInnen und die Lehrer nur wenn man Spanisch sprechen muss, dann schauen sie zu mir und so, aber in Spanien, wenn die Leute mich sehen, sagen sie scherzhaft zu mir « Ah, die Schweizerin », weil ich hier lebe. (EG07\_G3, 29, 31)

<sup>70</sup> Gut, wenn ein Fussballspiel läuft, dann sind das Momente... irgendwie auch ein bisschen Identitätsmomente, wenn ein Match läuft mit Italien, dann ist mein Sohn... also « Italien, Italien », sogar Spanien ein wenig, oder sagen wir, da sind Momente, wo man sich einer Identität zugehörig fühlt, oder einer Vergangenheit, auch wenn diese etwas weit weg ist, aber... (EG04\_G2, 158)

<sup>71</sup> Ich denke sie fühlen sich alle vier als SchweizerInnen. Sie sind [haben] beide Nationalitäten, sie haben auch den [italienischen] Pass, aber ich denke sie fühlen sich als SchweizerInnen. Ausser als Italien im Fussball gewonnen hat, da (...) also da ja... ja also dann, in diesem Moment, hat auch Alberto in seinem Zimmer die italienische Flagge aufgehängt. (IB04\_G2, 79)

12-jährige Letizia meint auf die Frage, was bewirke, dass sie sich als Italienerin fühle, kurzangebunden: *il mio babbo / la scuola italiana / e / il football.*<sup>73</sup>

Ein ähnliches Phänomen wie beim Fussball ist in Bezug auf italienische – oder mehr noch die unter Jugendlichen zum Zeitpunkt des Interviews sehr beliebte spanische bzw. lateinamerikanische – Musik zu beobachten. LOH-Kenntnisse sind hier zur Identifikation zwar ebenfalls nicht unabdingbar, aber wenn sie vorhanden sind, stellt das doch ein deutliches Plus dar, die Identifikation wirkt gegen aussen glaubhafter. Dies zeigt sich zum Beispiel bei Ines, die beim Hören spanischer Musik vor allem toll findet, dass sie mitsingen kann.<sup>74</sup> Auf diese Weise kann sie ihre spanische Identität – eine Identität, die ihr, wenn es um Musik geht, als ganz besonders positiv bewertet erscheint – vor ihren FreundInnen sehr glaubhaft markieren.

### 3.3.4 Typologie der „Herkunfts“-Identifikationen“ der G3

Unsere Beobachtungen und Überlegungen im Rahmen dieser Studie mündeten in der Konstruktion einer Typologie der Formen von „Herkunfts“-Identifikation bei jugendlichen Angehörigen der dritten Einwanderungsgeneration. Wir stützen uns dabei ausdrücklich nur auf die Fälle, in denen sich die Jugendlichen im Interview mit der nationalen Herkunft ihrer Grosseltern identifizierten bzw. davon berichteten, dass sie sich zuweilen, oder in einer bestimmten Phase ihres Lebens, mit dieser Herkunft identifizieren bzw. identifiziert hätten – nota bene ist dies bei der grossen Mehrheit der 32 befragten Jugendlichen der Fall.

Die identitären Konstruktionen der jungen G3 resultieren aus ihrer Fähigkeit, familiäres Erbe, Sprachgebrauch und andere identitäre Bezugspunkte in einer Art „kreativer Treue“ oder „von Treue geprägter Kreativität“ ("fidélité créatrice", vgl. Poutignat und Streiff-Fenart 1995: 181) neu zusammenzustellen. Die Dimensionen, die diese identitären Konstrukte charakterisieren, sind

- der Grad der Agency des jugendlichen Akteurs (Selbst- vs. Fremdzuschreibung)
- die Dauerhaftigkeit der entsprechenden identitären Konstruktion (eher beständiger vs. eher unbeständiger Charakterzug) und
- die Reichweite, d.h. das „Publikum“ oder soziale Umfeld (*in-group* vs. *out-group*) bei dem der Akteur seine „Herkunfts“-Identität einfordert bzw. das diese Identität anerkennen und bestätigen kann.

In dieser Optik stehen drei Möglichkeiten im Vordergrund, wie die Identifikation mit der nationalen Herkunft ihrer Grosseltern bei jugendlichen Angehörigen der dritten Einwanderungsgeneration zustande kommen kann: a) *Identitätsreproduktion in der Familie*; b) *Selbstbestimmte Identifikation mit einer (symbolischen) Wunsch-Identität*; c) *Verinnerlichung von ausserfamiliären Fremdzuschreibungen*.

<sup>72</sup> Während jetzt, also Mattia ist jetzt 15 und Lea 12, plötzlich hat sie ein Stolzsein erfasst, ItalienerInnen zu sein, wirklich, ich weiss nicht, das T-Shirt mit Italien drauf zum Beispiel. Das hat sicher mit dem Fussball zu tun, ich meine, Weltmeister zu sein heisst zu den Siegern gehören [Q: Ohne sich gross anstrengen zu müssen] Genau. Dies ist aber sicher seit einiger... Also nicht erst seit diesem Sommer, sondern schon seit einigen Jahren war das ein Faktor des Stolzes, seit diesem Sommer ganz sicher. Und ich weiss nicht, Mattia hat mich damals angerufen, als wir Weltmeister geworden sind, und er hat mir gesagt „Mamma, wir sind Weltmeister geworden! Toll, ich bin so froh, Italiener zu sein“. (IB01\_G2, 89, 91)

<sup>73</sup> Mein Papa, der Italienischunterricht und der Fussball. (IG07\_G3, 154)

<sup>74</sup> EB03\_G3, 165

**a) Identitätsreproduktion in der Familie: *Ventiquatr'ore su ventiquattro mi sento italiano (...) sono così, anche mio padre, i miei zii***<sup>75</sup>

Der Familie kommt mit Blick auf die primäre Sozialisation unbestritten grosse Bedeutung zu. Manche der von uns befragten G3 sind in ihrer nationalen Identifikation denn auch stark davon beeinflusst, wie nationale Identität innerhalb ihrer Familie konstruiert bzw. welche nationalen Identitäten ihnen, insbesondere von den Eltern, einerseits „vorgelebt“ und andererseits zugeschrieben werden. Insbesondere in Familien, in denen ein Elternteil der zweiten Einwanderergeneration angehört (G2) und der andere selber im Erwachsenenalter aus Italien bzw. Spanien zugewandert ist – bei denen also ein Teil der erweiterten Familie im Herkunftsland der Grosseltern lebt – beobachtet man bei den Jugendlichen (den eigentlichen G2.5) eine starke italienische bzw. spanische Identität, die im Wesentlichen auf innerfamiliäre Identitätsreproduktion zurückzuführen sein dürfte. Die befragten Jugendlichen dieses Typs stützen ihre starke „Herkunfts“-Identität auf gewisse Praktiken und einen gewissen Lebensstil (LOH-Kenntnisse und -gebrauch, „typischer“ Kleidungsstil), aber auch auf stereotype sozialpsychologische Eigenschaften und Verhaltensweisen (warmherzig, gesellig, temperamentvoll, chaotisch), die in ihren Augen ihre (erweiterte) Familie, allenfalls auch die lokale italienische bzw. spanische *Community* charakterisieren. Sie leben den Lebensstil jener Menschen nach, die ihnen wichtig sind, und haben ihn als „typisch italienisch bzw. spanisch“ zu interpretieren gelernt. Allerdings hängt der Grad dieser familialen Prägung der Selbst-Identifikation auch stark vom Alter der Jugendlichen ab und davon, wie wichtig ihnen zum gegebenen Zeitpunkt ihre Familie im Vergleich zu anderen Identifikationsmöglichkeiten ist.

An diesem Typen von G3 wird deutlich, dass die in der (erweiterten) Familie gesprochene Sprache – als charakteristische Praktik der Vorbilder wie auch als notwendiges Instrument zur Kommunikation mit einem Grossteil der Familie – im Rahmen der familialen Identitätsreproduktion eine wichtige Rolle spielt. Es zeigt sich hier einmal mehr, dass Sprache, wenn auch vielleicht keine notwendige, so doch eine sehr wirksame Stütze ist bei der Reproduktion nationaler Identität.

Derart in der Familie reproduzierte „Herkunfts“-Identität wird dank fliessendem LOH-Sprechen in der Regel sowohl vom lokalen wie auch von einem LOH-sprachigen Umfeld anerkannt und bestätigt, sie kann also auch bei transnationaler Lebensweise aufrechterhalten werden. Auf diese Weise sozialisierte G3 erweisen sich als gut ausgerüstet, um zu einer rundum anerkannten und bestätigten binationalen Identität zu gelangen.

**b) Selbstbestimmte Identifikation: *Questo viaggio [in Italia] mi è piaciuto molto, allora ho detto voglio il passaporto italiano***<sup>76</sup>

Die Selbst-Identifikation mit der Herkunft der Grosseltern erscheint bei diesem Typ von G3 eigenständiger, selbstbestimmter in dem Sinne, dass sie kaum von der Familie oder von ausserfamiliären Fremdzuschreibungen beeinflusst ist. Sie setzt voraus, dass die Jugendlichen ein gewisses Alter (Adoleszenz) und damit eine gewisse Experimentierfreudigkeit in Identitätsfragen erreicht haben.

<sup>75</sup> *Ich fühle mich rund um die Uhr als Italiener (...) ich bin so, auch mein Vater und meine Onkel.* (Giuseppe; IB02\_G3, 101) Ergänzend dazu die Aussage seiner Mutter: *Wir haben sie so aufgezogen, dass sie an ihrer Herkunft hängen, auch wenn sie nie in Italien gelebt haben.* (IB02\_G2, 107)

<sup>76</sup> *Diese Reise [nach Italien] hat mit sehr gefallen, also habe ich gesagt ich will den italienischen Pass.* (Vanessa; IG03\_G3, 112)

Die eigenständige Selbst-Identifikation der G3 mit der nationalen Herkunft ihrer italienischen oder spanischen Grosseltern ist in unserem Sample insbesondere in Familien zu beobachten, wo weder die Eltern noch die Grosseltern einen ausgeprägten Willen und entsprechende Strategien zur Transmission der LOH bzw. zur Reproduktion der nationalen „Herkunfts“-Identität entwickelt haben. Dies ist häufig bei Kindern binationaler schweizerisch-italienischer bzw. -spanischer Eltern der Fall. G3 dieses Typs zeigen oft das Bedürfnis, zum Ausdruck und im Bestreben nach Bestätigung ihrer (derzeitigen) Wunsch-Identität wirksame Identitätsmarker einzusetzen. Das äussert sich etwa im Wunsch, den Pass des Herkunftslandes der Grosseltern zu beantragen, oder eben die LOH zu erlernen bzw. zu perfektionieren. Eine Selbst-Identifikation dieses Typs scheint aber typischerweise nicht dauerhaft zu sein, sondern eine mehr oder weniger kurze Episode im Leben der jungen Erwachsenen darzustellen, oder aber sich auf bestimmte Situationen, auf spezielle Momente der Identifikation mit einer positiv bewerteten nationalen Kategorie (im Fall von Italien und Spanien etwa anlässlich von Fussballländerspielen) zu beschränken.

Die Art und Weise, wie die Selbst-Identifikation mit dem Herkunftsland ihrer Grosseltern bei diesem Typ von G3 zustandekommt, ähnelt in vieler Hinsicht der Wahl einer *symbolic identity*, wie sie Waters beschreibt – einer Identität, die kostenlos ist, d.h. für die G3 im Alltag keine negativen Konsequenzen hat und auch keine Verpflichtungen mit sich bringt (Waters 1990: 147). Die von uns befragten G3 dieses Typs haben mit den InformantInnen Waters' insbesondere zwei Dinge gemein: einerseits die Möglichkeit, mit Blick auf eine Identifikation mit der Nationalität ihrer Vorfahren zwischen verschiedenen Optionen wählen zu können, und andererseits die Tatsache, dass ihnen LOH-Kenntnisse weitgehend fehlen oder sie sie aus eigenem Antrieb ausserhalb der Familie erworben haben. Gerade das Bedürfnis von Angehörigen späterer Einwanderungsgenerationen, die „verlorene“ Sprache ihrer Vorfahren „wieder“ zu erlernen, verweist laut Waters (1990: 118) auf das Lückenhafte und Symbolhafte einer solchen nationalen Identität.

Diese Art von eigenständiger Selbst-Identifikation mit der Herkunft ihrer Vorfahren kann für die betreffenden Jugendlichen, die ihre LOH nicht oder kaum sprechen, zwar gegenüber dem lokalen, nicht LOH-sprachigen „Publikum“ gut funktionieren, also vor allem bei nicht transnationaler Lebensweise. Wenn sie aber auch unter ItalienerInnen bzw. SpanierInnen die entsprechende Wunsch-Identität einfordern möchten, sehen sie sich mit einer gegenteiligen Fremdzuschreibung konfrontiert – die beanspruchte Identität wird aufgrund des fehlenden „sprachlichen Beweises“ nicht bestätigt und ist darum ungleich schwieriger aufrecht zu erhalten.

**c) Fremdbestimmte Selbst-Identifikation: *Ich wird scho als Spanier gseh***<sup>77</sup>

Neben familiär reproduzierter nationaler Identität und selbstbestimmter, aber mehr symbolischer Identifikation mit der nationalen Herkunft der Grosseltern finden wir unter den befragten Jugendlichen auch solche, deren nationale Selbst-Identifikation sehr stark von ihrem Wissen um (ausserfamiliäre) Fremdzuschreibungen beeinflusst wird. Diese G3 fühlen und definieren sich tendenziell so, wie ausserfamiliäre „andere“ sie aufgrund bestimmter sichtbarer Marker wahrnehmen. In der Adoleszenz sind insbesondere nationale Zuschreibungen in ihrem (Peer-) Umfeld für sie bedeutsam. Wenn sie Anzeichen dafür wahrnehmen, dass für sie signifikante Peers sie eher als AusländerIn, SüdländerIn, SpanierIn bzw. ItalienerIn sehen, dann fühlen und deklarieren sie sich

<sup>77</sup> *Ich werde schon als Spanier gesehen.* (Jan; EB01\_G3, 43)

entsprechend als SpanierIn oder ItalienerIn. Aber auch das „Urteil“ des „Publikums“ im Herkunftsland ihrer Grosseltern, etwa aufgrund einer akzentgefärbten LOH, kann sich besonders stark auf die Selbst-Identifikation dieses Typs von G3 auswirken. Typischerweise fühlen sich diese G3 hier wie dort als AusländerIn: In der Schweiz als ItalienerIn bzw. SpanierIn, im Land ihrer Grosseltern als SchweizerIn.

Bei diesem Typ von G3 tritt die kontextuelle, situationelle Dimension von Identifikation am deutlichsten hervor. Dem Identitätsmarker Sprache (Sprachkenntnisse und Sprechweisen) scheint gerade in diesem situativen, kontextbedingten „immer neu Aushandeln“ von sozialen Identitäten ganz besondere Bedeutung zuzukommen.

Fremdbestimmte Selbst-Identifikation, also „sich den Fremdzuschreibungen des jeweiligen Umfelds anpassen“, wirkt sich nur dann positiv auf die soziale Identität aus, wenn die Fremdzuschreibungen mit der momentanen Wunsch-Identität auch wirklich übereinstimmen. Allerdings verhalten sich die Fremdzuschreibungen oft gerade umgekehrt wie die eigenen Wünsche: In der Schweiz möchte man (auch) als Schweizer gelten, tut das aber vielleicht aufgrund von äusserlichen Merkmalen wie Name, Aussehen etc. nicht auf den ersten Blick. In Italien bzw. Spanien möchte man nicht die Schweizerin sein, wird aber aufgrund eines Akzents als solche definiert. Mit dieser Herausforderung müssen die betreffenden G3 umgehen lernen.

\*\*\*

Bei aller Typisierung ist aber selbstverständlich immer im Auge zu behalten, dass, wie wir aufzeigen konnten, Identitäten und Identifikationen in der Regel nicht ein für alle Mal gegeben und stabil sind, sondern sich im Verlauf der Zeit oder auch von Situation zu Situation verändern. Während bei Kindern in jüngerem Alter die nationale Identifikation meist noch stark vom familiären Kontext abhängig ist, sind mit zunehmendem Alter und Eintritt in die Adoleszenz vermehrt selbstbestimmte Identifikationen zu beobachten, die je nach Situation unterschiedlich stark von Fremdzuschreibungen beeinflusst sind. Auch schliessen sich die drei beschriebenen Möglichkeiten, wie national etikettierte Identifikation bei Jugendlichen G3 entstehen kann, nicht unbedingt gegenseitig aus. Eine in der Familie reproduzierte italienische Identität etwa kann gleichzeitig auch als selbstbestimmt und Wunsch-Identität des Jugendlichen erscheinen. Und bei einer G3, die dazu tendiert, sich als Spanierin zu definieren, weil ihre KollegInnen sie als solche sehen, ist es durchaus möglich, dass sich diese Fremdzuschreibung – zumindest in bestimmten Situationen – mit ihrem eigenen Wunsch deckt, als Spanierin wahrgenommen zu werden. Wie wir gesehen haben, interagieren Selbst- und Fremdzuschreibung im identitären Prozess, und der Grad der Selbst- und Fremdbestimmtheit einer Selbst-Identifikation dürfte schwierig auszumachen sein. Deutlich wird aber, dass fließende (akzentfreie) LOH-Kenntnisse es den Jugendlichen ermöglichen, sich selbstbestimmt jederzeit wirkungsvoll mit der Herkunft ihrer Grosseltern zu identifizieren – ein Akt, der sich durchaus positiv auf ihr Selbstwertgefühl auswirken kann.

## 4 Synthese und Schlussfolgerungen

Die Frage nach dem Weiterbestehen der Herkunftssprache von Zugewanderten im Verlauf der Zeit, d.h. über drei Generationen hinweg, sowie nach deren möglicher Bedeutung für die identitären Konstruktionen in Migrationsfamilien war der rote Faden, der unsere Studie durchzogen hat. Unsere diesbezüglichen Schlussfolgerungen indes müssen im Lichte des allgemeineren Kontexts betrachtet werden, in den diese Thematik eingebettet ist: Die Beziehung der Zugewanderten und ihrer Nachkommen zur Lokalsprache.

### Klare Dominanz der lokalen Sprache und einer lokalen Identität bei den G3

Für die jungen G3 wie auch für ihre Eltern (G2) ist die Lokalsprache (LL) im Verlauf der Zeit zur im Alltag klar dominierenden Sprache geworden.<sup>78</sup> Sozusagen in den Schulranzen der Kinder war sie bereits in die Familien der MigrantInnen der ersten Generation eingedrungen. Für die « Secondos » ist es die Sprache, in der sie die Schule besuchten und in der sie ausserhalb der Familie sozialisiert wurden. Für die Jugendlichen der dritten Generation ist sie nun auch im familiären Kontext die klar am häufigsten verwendete Sprache. Die starke Präsenz der LL ist unbestritten, und sie tritt darum im Rahmen unserer Studie in den Hintergrund; in den Gesprächen wird sie kaum thematisiert und auch in diesem Text weitgehend ausgeblendet.

Mit Blick auf den interaktiven Charakter identitären Aushandelns bedeutet dies, dass die befragten G3 mit der Lokalsprache, die sie wie „Einheimische“ beherrschen, alle ein Instrument zur Verfügung haben, mit dem sie sich eindeutig als der lokalen Gesellschaft zugehörig manifestieren (können). Fast alle bekennen sich zu diesem „Verankertsein“ in der lokalen Realität und beanspruchen Zugehörigkeit zur lokalen Gesellschaft. Diese soziale Identität wird – nicht zuletzt dank ihres akzentfreien Beherrschens der Lokalsprache – vom hiesigen „Publikum“ meist ohne Weiteres anerkannt und bestätigt. Da diese Zugehörigkeit in der Regel nicht in Frage gestellt wird, müssen die G3 sie auch nicht verhandeln; das Beherrschen der Lokalsprache führt dazu, dass sie vom Umfeld unmittelbar und ohne Weiteres als „Einheimische“ erkannt und wahrgenommen werden.

So präsent und stark aber der Anspruch auf eine lokale Identität bei den befragten G3 ist – in vielen Fällen beschränkt sich das Einfordern sozialer Identität nicht auf die lokale Gesellschaft. Vielmehr wird daneben – zumindest in bestimmten Situationen – zusätzlich eine „Herkunfts“-Identität reklamiert, die sich bei vielen unter anderem auf das Vertrautsein mit der LOH stützt.

Dass das Beherrschen der Lokalsprache ein entscheidendes Kriterium ist wenn es darum geht, ob jemand dazu „berechtigt“ ist, eine lokale Identität einzufordern, zeigt sich in den Interviews deutlich: Von den befragten G3 wird es – neben dem „hier geboren sein“ – als Hauptgrund dafür angeführt, dass sie sich als „Einheimische“ fühlen. Ganz besonders wichtig scheint das Kriterium „Beherrschen der Lokalsprache“ v.a. dann zu sein, wenn die Jugendlichen nicht über die Schweizer Staatsbürgerschaft verfügen und ihnen dadurch ein entscheidendes symbolisches Zeichen der Akzeptanz und Anerkennung als vollwertige Mitglieder der lokalen Gesellschaft fehlt.

So lassen sich in den Aussagen der befragten Jugendlichen der dritten Generation die verschiedenen Kriterien identifizieren, die in ihren Augen zu erfüllen sind, will man vollständige Anerkennung als „Einheimische“ erlangen. Und ihre Aussagen lassen auch auf eine bestimmte „Hierarchie“ dieser Kriterien schliessen: An erster Stelle steht der Geburtsort und das Beherrschen der Lokalsprache, an zweiter Stelle die Staatszugehörigkeit im rechtlichen Sinn, also die Staatsbürgerschaft. Die Jugendlichen scheinen demnach erfasst zu haben, dass dem Beherrschen der Lokalsprache in dieser Frage wesentliche Bedeutung zukommt. Diese dürfte im Wesentlichen auf seine unmittelbare Sicht- bzw. Hörbarkeit in alltäglichen Beziehungen zurückzuführen sein.

So präsent und stark aber der Anspruch auf eine lokale Identität bei den befragten G3 ist – in vielen Fällen beschränkt sich das Einfordern von Zugehörigkeit nicht auf die lokale

<sup>78</sup> Man könnte sich sogar fragen, ob das nicht zum Teil auch für die Zugewanderten der ersten Generation zutrifft. Wir werden dieser Frage andernorts nachgehen.

Gesellschaft. Vielmehr wird daneben – zumindest in bestimmten Situationen – zusätzlich eine „Herkunfts“-Identität reklamiert, die sich unter anderem auf das Vertrautsein mit der LOH stützt.

### **LOH in vielen Familien ebenfalls präsent**

Unsere Studie hat gezeigt, dass zwei- oder mehrsprachige Praktiken bei G3 in der Schweiz wenn auch nicht die Regel so doch weit verbreitet sind. Im sprachlichen Repertoire vieler Enkel von Zugewanderten nimmt die LOH durchaus ihren Platz ein, auch wenn sie definitiv in den Rang einer Zweitsprache gerutscht ist.

Familienbezogene Faktoren spielen eine bedeutende Rolle mit Blick auf das Nebeneinanderbestehen der beiden Sprachen (Lokal- und Herkunftssprache) im Repertoire der G3. Die Präsenz der Grosseltern in der Schweiz und/oder die transnationalen Verbindungen, die diese zwischen dem Einwanderungs- und ihrem Herkunftsland geknüpft haben, führten dazu, dass sich die Enkel in der grossen Mehrheit der untersuchten Fälle mit der LOH zumindest vertraut machen konnten. Die Eltern (G2) spielen selber ebenfalls eine wichtige Rolle – weniger in der „praktischen“ Weitervermittlung der LOH, d.h. beim Sprechen im Alltag, sondern durch die Art und Weise, wie die LOH im elterlichen Diskurs und Handeln bewertet wird: Es sind die Eltern, welche die Grosseltern darum bitten bzw. ihnen erlauben, die Rolle als Weitervermittler der LOH zu übernehmen, und es sind auch die Eltern, die ihre Kinder in den herkunftssprachlichen Unterricht schicken. In ihrer Schlüsselposition, sowohl in der Generationenfolge wie auch in Bezug auf die Beziehung zum Einwanderungsland, filtern und interpretieren sie den zurzeit vorherrschenden gesellschaftlichen Diskurs über Mehrsprachigkeit und setzen ihn im eigenen familiären Kontext nach ihrem Gutdünken und auf ihre Weise um.

Wenn diese erste familiengebundene Annäherung an die LOH konsolidiert werden soll, müssen allerdings familienexterne Faktoren vermittelnd eingreifen.

### **LOH-Kenntnisse und das Einfordern einer weitgehend symbolischen „Herkunfts“-Identität**

Wie wir gesehen haben besteht ein Zusammenhang zwischen dem Beherrschen der Lokalsprache und der Anerkennung und Bestätigung einer beanspruchten lokalen Zugehörigkeit durch das soziale Umfeld. Genauso kann auch die LOH dazu dienen, soziale „Herkunfts“-Identitäten einzufordern – diese müssen dann mit jenen Interaktionspartnern ausgehandelt werden, die über die nötige Legitimationsmacht verfügen, um die reklamierte Identität zu bestätigen oder zu entkräften.

Indem sie bestimmte soziale Identitäten beanspruchen, versuchen die Akteure, ein positives Selbstbild zu konstruieren, das von ihrem Umfeld akzeptiert und bestätigt wird. Das Wesen der „Herkunfts“-Identitäten, die die befragten jungen G3 für sich reklamieren, entspricht weitgehend dem Konzept der *symbolischen Identität*, wie es uns Waters (1990) mit Blick auf die Angehörigen der dritten und vierten Generation europäischer Einwanderer in den USA vor Augen geführt hat. Dabei handelt es sich um eine Identität, die den Einzelnen mit Gruppen in Verbindung bringt, die (heute) gesellschaftliches Ansehen geniessen, mit der aber keine konkrete Solidaritätsverpflichtung gegenüber einer real existierenden „Gemeinschaft“ einhergeht – einer *Community*, die vom Individuum praktische Unterstützung und Loyalität fordern würde.

Unsere Studie suggeriert indes, dass zwischen dem amerikanischen und dem europäischen Kontext auch ein wesentlicher Unterschied besteht was das Zustandekommen und den symbolischen Charakter der „Herkunfts“-Identifikation bei den G3 betrifft. Er manifestiert sich in der unterschiedlich grossen Bedeutung, die in den beiden Kontexten der LOH in

ihrer Funktion als Identitätsmarker zukommt: Während sie im monolingual dominierten nordamerikanischen Kontext relativ unbedeutend erscheint, zeigt unsere Studie, dass im vielsprachigen Europa LOH-Kenntnisse für die „Herkunfts“-Identifikation der G3 eine grössere Rolle spielen. Da die hiesigen G3 eine viel ausgeprägtere transnationale Lebensweise zeigen, müssen sie ihre Selbst-Identifikationen nämlich in mindestens zwei Sprachräumen oder sprachlichen „Milieus“ aushandeln, mit je unterschiedlichem „Publikum“ als Interaktionspartner. Da Selbst-Identifikationen immer auch von Fremdzuschreibungen beeinflusst sind, genügt es nicht, dass die G3 sich zu ihrer Wunsch-Identität bekennen (im Sinne einer *identité revendiquée*), sondern sie müssen sie auch vom jeweiligen Interaktionspartner bestätigt bekommen, um sie aufrecht erhalten zu können. Generell und insbesondere in Bezug auf die Sprache als Identitätsmarker wendet das „Publikum“ in der Schweiz und jenes im Herkunftsland aber jeweils unterschiedliche Ein- und Ausschlusskriterien an.

Die Kriterien, die es den G3 erlauben, sich gegenüber einem „einheimischen“ Publikum in der Schweiz glaubhaft als ItalienerIn oder SpanierIn zu definieren und diese *identité revendiquée* auch bestätigt zu erhalten, sind relativ einfach zu erfüllen: Sie können sich auf ihre Familie und häufige Ferientaufenthalte im Land ihrer Grosseltern berufen, sie kennen sich ev. auch in spanischer Musik oder italienischem Fussball speziell gut aus, und besonders glaubhaft erscheinen sie, wenn sie die LOH sprechen können – hier fällt in der Regel niemandem auf, dass sich ihr Sprechen von der im Land ihrer Grosseltern üblichen Sprechweise unterscheidet.

Damit aber ihre *identité revendiquée*, die beanspruchte „Herkunfts“-Identität, auch innerhalb der Gruppe der italienischen bzw. spanischen Eingewanderten in der Schweiz und vor allem in Italien bzw. Spanien anerkannt und bestätigt wird, damit sich die Jugendlichen also in beiden „Milieus“ eingeschlossen und als ItalienerIn bzw. SpanierIn fühlen können, müssen sie auch die LOH zu gebrauchen wissen – je flüssiger und akzentfreier, desto besser. Mit anderen Worten: Dem performativen Aspekt der Sprache kommt in transnationalen sozialen Räumen des vielsprachigen Europa ungleich grössere Bedeutung als Identitätsmarker zu als im monolingual geprägten Nordamerika. Das hat zur Folge, dass die von hiesigen G3 beanspruchten „Herkunfts“-Identitäten nicht gänzlich symbolischen Charakter haben können – und auch nicht kostenlos sind. Gewisse Kenntnisse in der Sprache der Grosseltern sind der Preis, der dafür zu bezahlen ist.

### **Sich durch das Bekenntnis zur Vergangenheit in der Zukunft verankern**

Die „Herkunfts“-Identität, die die G3-Jugendlichen für sich beanspruchen, erscheint auf den ersten Blick wie ein vergangenheitsbezogenes Treuebekenntnis zur nationalen Herkunft der Familie; es wäre jedoch falsch, sie als eine Form der ethnischen Schliessung der *Community* zu interpretieren, denn sie beinhaltet wie gesagt keinerlei konkrete Loyalitäts- und Solidaritätsverpflichtung, die über den familiären Rahmen hinausginge.

Genauso falsch wäre es, diese Wunsch-Identität der jungen G3 einzig als ein Bekenntnis zur Familiengeschichte zu sehen. Eher ist sie Ausdruck dafür, wie die G3 ihre familiäre Vergangenheit mit der aktuellen Verankerung im lokalen Kontext, und vor allem mit ihren Zukunftsvorstellungen versuchen in Einklang zu bringen. Die vorgestellte Zukunft, an der sich die Jugendlichen orientieren, ist verortet in den urbanen Räumen, in denen sie leben. Hier ist die sprachliche und ethnische Vielfalt nicht nur bereits Tatsache und wird allmählich zur Norm, sondern sie erscheint hier auch zunehmend als erstrebenswertes Ziel.

Darum, so suggeriert unsere Studie, sind ihre LOH-Kenntnisse für die jungen G3 nicht nur hinsichtlich der Zugehörigkeit zur „Herkunftsgruppe“ ihrer Grosseltern eine bedeutsame

Facette ihrer sozialen Identität, sondern vor allem auch mit Blick auf die erwünschte Zugehörigkeit zur positiv besetzten und „zukunftssträchtigen“ Gruppe der „Mehrsprachigen“. Die befragten Jugendlichen beurteilen ihre Kenntnisse der Sprache ihrer Grosseltern stark im Lichte der Tatsache, dass Mehrsprachigkeit heute auf dem Arbeitsmarkt wie auch allgemein in der Gesellschaft (der schweizerischen ebenso wie der globalen) hoch bewertet wird. Sie haben den vorherrschenden Diskurs über den funktionalen Nutzen und die zunehmende prestigieuse Bedeutung von Mehrsprachigkeit integriert und sehen es in jedem Fall als positiv und wünschenswert an, mit zwei oder mehreren Sprachen aufzuwachsen bzw. sich im Verlauf ihres Lebens noch weitere Sprachen anzueignen. Unter diesem Blickwinkel kann der Gebrauch der Sprache ihrer Grosseltern auch dazu dienen, in gewissen Situationen gegenüber einem bestimmten „Publikum“ eine positiv konnotierte individuelle Eigenschaft – Mehrsprachigkeit – bzw. eine positive soziale Identität – Zugehörigkeit zur Gruppe der Mehrsprachigen – zur Geltung zu bringen.

In den Augen der Jugendlichen selber, die zum Zeitpunkt der Interviews mehrheitlich noch Schülerinnen und Schüler waren, haben ihre LOH-Kenntnisse zurzeit v.a. den unmittelbaren und praktischen Nutzen, dass sie sich beim (schulischen) Erwerb weiterer Sprachen als Ressource mobilisieren lassen. Auf längere Sicht hinaus können sie aber auch die Grundlage bilden für ihre Zukunftspläne. In der Regel skizzieren die befragten Jugendlichen ihre Zukunft aus einer Perspektive der sozialen und beruflichen Mobilität; die meisten sehen sich zwar wie selbstverständlich in der Schweiz verankert, sind aber überzeugt, dass sie ihre Mehrsprachigkeit und die erworbene Fähigkeit, mehrfache Zugehörigkeiten zu kombinieren und kreativ damit umzugehen, zum eigenen Vorteil werden einsetzen können.

### **Handlungsbedarf im Bildungswesen**

Wie unsere Studie zeigt, liegt die Weitervermittlung der LOH an nachkommende Generationen nicht allein in der Hand der Familie. Auf sich allein gestellt vermöchte die Familie den funktionalen Bilingualismus der jungen G3 nicht zu gewährleisten; nur im Zusammenspiel mit familienexternen Faktoren kann eine Konsolidierung der Mehrsprachigkeit erreicht werden, für die im familiären Rahmen auf praktischer und motivationeller Ebene der Grundstein gelegt wird. Die positive Beurteilung der Zweisprachigkeit mit Blick auf die Entwicklung kognitiver Fähigkeiten im Kindesalter und die Valorisierung der Mehrsprachigkeit sind solche familienexternen Kontextfaktoren, die die generationenübergreifende Reproduktion des Bilingualismus begünstigen.

Die in der Schweiz bereits traditionelle Valorisierung von Mehrsprachigkeit findet seit einiger Zeit Widerhall und starke Unterstützung im neuen Credo des im Aufbau begriffenen Europa,<sup>79</sup> welches in der Mehrsprachigkeit ein Element erkennt, das in unseren mobilen und pluralistischen Gesellschaften dazu beitragen kann, den sozialen Zusammenhalt zu sichern. Dieses schöne neue Diskurs-Gebäude zeigt allerdings heute bereits einige Risse: Im aktuellen Klima, geprägt von der Instrumentalisierung lokalsprachlicher Kompetenzen für die Zuwanderungskontrolle, können wir beobachten, wie das Stigma, welches lange Zeit mit Zweisprachigkeit in der Familie verbunden war, durch die Hintertür wieder Eingang findet: Die Tatsache, dass in einer Familie die LOH

<sup>79</sup> Sei es auf der Ebene des Europarates mit dem europäischen Sprachenportfolio oder auf der Ebene der Europäischen Union mit ihrer Strategie für Mehrsprachigkeit.

gesprochen wird, erscheint in manchen Programmen zur Förderung der lokalsprachlichen Kompetenzen von MigrantInnen als Indikator für „Vulnerabilität“.

Der heute wieder zunehmend von Besorgnis geprägte Diskurs rund um das Fortbestehen der LOH in Migrantenfamilien lässt sich aber nicht damit begründen, dass dem Erwerb lokalsprachlicher Kenntnisse durch Zugewanderte unbedingt Vorrang gebühre, zwecks erfolgreicher „Integration“; denn schliesslich stellt niemand den Nutzen des Erwerbs lokalsprachlicher Kenntnisse durch die Eingewanderten und ihre Nachkommen in Abrede. Der Diskurs zeugt vielmehr von einer unrealistischen Konzeptualisierung von Sprachkompetenzen als „Nullsummenspiel“, von einer Definition von Zweisprachigkeit als subtraktiv – als würde der Erwerb von Kenntnissen in der einen Sprache unweigerlich das Verschwinden der anderen nach sich ziehen. Sprachen treten in dieser Sichtweise grundsätzlich in Konkurrenz zueinander.

Diese Konzeptualisierung von Konkurrenz zwischen LL und LOH ist wie gesagt irreführend; eine additive Konzeption mehrsprachiger Kompetenzen wird der Realität gerechter. Unsere Studie zeigt es deutlich: Die Lokalsprache bahnt sich ihren sicheren Weg in die zugewanderten Familien – und dies selbst zu den ArbeitsmigrantInnen der ersten Generation, auch wenn deren lokalsprachliche Kompetenzen wahrnehmbar von der Norm abweichen. Spätestens ab der zweiten Generation ist die Lokalsprache dann zweifellos dominant. Die Weitervermittlung der LOH innerhalb der Familie ist somit immer mit der starken Präsenz der LL verbunden. Und ausserdem gehen die Vermittlungsprozesse in beide Richtungen: Eltern bzw. Grosseltern erwerben von ihren Kindern auch Kenntnisse in der Lokalsprache.

Will man also Mehrsprachigkeit wirklich fördern, ist es von entscheidender Bedeutung, dass im öffentlichen Diskurs Kompetenzen in der LL und in der LOH nicht gegeneinander ausgespielt werden. Denn die in einer Familie verfolgte Strategie in Sachen Sprachvermittlung, auch das zeigt unsere Studie, wird stark vom öffentlichen Diskurs über Mehrsprachigkeit beeinflusst.

Es kann darum an dieser Stelle nur auf den grossen Widerspruch hingewiesen werden zwischen der offiziellen „Verherrlichung“ der Mehrsprachigkeit, den Mitteln, die zur Förderung derselben eingesetzt werden und dem blossen Lippenbekenntnis zur Zweisprachigkeit, sobald Sprachen der Migration involviert sind. Es gilt sich vor Augen zu führen, dass es einer Verschleuderung von Potentialen und Ressourcen gleichkommt, wenn die verschiedenen LOH junger „Einheimischer“ mit Migrationshintergrund nicht systematischer gefördert werden. Der informelle Erwerb von Basiskenntnissen in der LOH innerhalb der Familie stellt ein „Sockelpotential“ dar, auf dem ein qualitativ guter Unterricht in diesen Sprachen<sup>80</sup> aufbauen kann – sollte man dieses Potential nicht eher pflegen, denn verkümmern lassen? Die dafür aufzuwendenden Mittel scheinen angesichts des „Produktivitätsgewinns“ dank vorbereitendem, innerfamiliärem Spracherwerb gut investiert.

Zwischen der Herkunftssprache und der Lokalsprache besteht kaum eine wirkliche „Konkurrenz“, solange die Verankerung in der lokalen Realität den Nachkommen der MigrantInnen die sicherste Grundlage für ihre Lebensgestaltung bietet. Darum kann und sollte den Migrationssprachen im Unterrichtsangebot ohne Bedenken ihr Platz eingeräumt werden. Damit wird den jungen Menschen mit Migrationshintergrund, wichtigen Akteuren

<sup>80</sup> Angesichts des vorausgehenden informellen Erwerbs in der Familie müssten die verschiedenen LOH nicht als Fremdsprache, sondern als Zweitsprache unterrichtet werden.



im langfristigen Integrationsprozess, die Möglichkeit zugestanden, ihren identitären Bedürfnissen nachzugehen und die in ihnen angelegten Fähigkeiten auszubauen. Im Jugendalter besteht eines ihrer Bedürfnisse darin, auf der identitären Ebene jenseits der Brüche Kontinuitäten zu konstruieren. Und ihre besondere Fähigkeit, persönliche, kreative Synthesen zwischen verschiedenen identitären Bezugspunkten zu kreieren, verdient es, gefördert zu werden. Bei keinem der jungen Menschen, die wir befragt haben, geht die Stärkung der LOH und die (symbolische) Identifikation mit der Herkunft der Vorfahren auf Kosten seiner Verankerung in der lokalen, schweizerischen Realität sowie eines starken Gefühls lokaler Zugehörigkeit. Denn die lokale Identität der Jugendlichen stützt sich vor allem auf ihren starken Wunsch nach Anerkennung durch die Mitglieder der Gesellschaft, in der sie leben, und auf ein Lebensprojekt, das fest an die Chancen gebunden ist, die ihnen durch diese Gesellschaft geboten werden.

Unterrichtsangebote in Migrationssprachen lassen den jungen Nachkommen von Eingewanderten die gesellschaftliche Anerkennung zukommen, die ihnen gebührt und die ihre lokale Identität stärkt, und rüsten sie gleichzeitig mit einem Instrument aus (der LOH), das sie in ihren Gefühlen doppelter oder mehrfacher Zugehörigkeit bestätigen und stützen kann und ihnen den Umgang mit ihren verschiedenen Identitäten erleichtert. Somit tragen solche Angebote auch dazu bei, die Jugendlichen zu MediatorInnen zwischen verschiedenen Sprach- und Herkunftsgruppen auszubilden – nicht nur in sprachlicher Hinsicht.

Diese Vorschläge fügen sich gut in den Rahmen des neuen Sprachengesetzes auf Bundesebene,<sup>81</sup> das neben der zentralen Förderung der Landessprachen auch die Förderung der Verständigung mit Menschen vorsieht, deren Erstsprache keine Landessprache ist. Artikel 16 Abs. c legt ausserdem fest, dass der Bund an „die Förderung der Kenntnisse von Anderssprachigen in ihrer Erstsprache“ finanzielle Beiträge ausrichten kann. In einer Zeit, in der das Beherrschen der Lokalsprache – in der Schweiz wie in weiten Teilen Europas – zu einem immer wichtigeren Kriterium im Rahmen der Zuwanderungskontrolle wird, kann mit einer stärkeren Anerkennung auch der Herkunftssprachen von Zugewanderten ein wirksames Zeichen gegen die Rückkehr zu einer assimilationistischen Grundhaltung gesetzt werden.

<sup>81</sup> Vgl. Bundesversammlung der Schweizerischen Eidgenossenschaft (2007).

## 5 Literatur

- Alba, Richard et al. (2002). "Only english by the third generation? Loss and preservation of the mother tongue among the grandchildren of contemporary immigrants." *Demography*, 39(3): 467-484.
- Alba, Richard und Victor Nee (2003). *Remaking the American Mainstream: Assimilation and Contemporary Immigration*. Cambridge: Harvard University Press.
- Anderson, Benedict (1991). *Imagined communities : reflections on the origin and spread of nationalism*. London [etc.]: Verso.
- Baldwin, J.R. und M. L. Hecht (1995). "The Layered Perspective on Cultural (In)tolerance(s): the Roots of a Multi-disciplinary Approach to (In)tolerance", in Wiseman, R. L. (Hg.), *Intercultural Communication in Contemporary Europe*. Thousand Oaks, California: Sage, S. 59-91.
- Barth, Frederik, Hg. (1969). *Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organisation of Culture Difference*. Boston: Little, Brown.
- Berruto, Gaetano (1993). "La variazione e gli usi", in Sobrero, Alberto A. (Hg.), *Introduzione all'italiano contemporaneo*. Roma; Bari: Laterza.
- (1999). *Sociolinguistica dell'italiano contemporaneo*. Roma: Carrocci.
- Billiez, Jacqueline (1985). "La langue comme marqueur d'identité." *Revue européenne des migrations internationales*, 1(2): 95-105.
- Blommaert, Jan, James Collins und Stef Slembrouck (2005). "Spaces of multilingualism." *Language & Communication*, (25): 197-216.
- Brown, Penelope und Stephen Levinson (1979). "Social structure, groups and interaction", in Scherer, Klaus R. und Howard Giles (Hg.), *Social markers in speech*. Paris, Cambridge: Maison des Sciences de l'Homme and Cambridge University Press, S. 291-341.
- Brubaker, Rogers (1999). *Citizenship and nationhood in France and Germany*. Cambridge [etc.]: Harvard University Press.
- (2006). *Ethnicity without groups*. Cambridge/London: Harvard University Press.
- Bundesversammlung der Schweizerischen Eidgenossenschaft (2007). Bundesgesetz über die Landessprachen und die Verständigung zwischen den Sprachgemeinschaften (Sprachengesetz, SpG), vom 5. Oktober 2007.
- Centlivres, Pierre (1986). "L'identité régionale: langage et pratiques", in Centlivres, Pierre et al. (Hg.), *Regionale Identität und Perspektiven: fünf sozialwissenschaftliche Ansätze / Les sciences sociales face à l'identité régionale: cinq approches*. Bern, Stuttgart: Haupt, S. 77-126.
- Depau, Giovanni (2008). Analyse du répertoire bilingue sarde-italien en milieu urbain. Grenoble, Université Stendhal Grenoble 3. Thèse de doctorat.
- Dorian, Nancy C. (1999). "Linguistic and Ethnographic Fieldwork", in Fishman, Joshua A. (Hg.), *Handbook of Language and Ethnic Identity*. New York: Oxford University Press, S. 25-41.
- Erikson, Erik H. (1970). *Jugend und Krise*. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt (2008). Verzeichnis der Angebote in Herkunftssprachen. Basel, Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt, Ressort Schulen.
- Fishman, J. A. et al. (1966). *Language Loyalty in the United States*. The Hague: Mouton.
- Fishman, Joshua A. (1972). *The Sociology of Language*. Rowley, MA: Newbury.
- (1977). "Language and ethnicity", in Giles, Howard (Hg.), *Language, ethnicity and intergroup relations*. London.
- (1980). "Language Maintenance", in Thernstrom, S., A. Orlov und O. Handlin (Hg.), *Harvard Encyclopedia of American Ethnic Groups*. Cambridge: Harvard University Press, S. 629-638.
- Flick, Uwe (2000). *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- (2005). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Fürstenau, Sara (2004). *Mehrsprachigkeit als „Kapital“ im „transnationalen sozialen Raum“*. Perspektiven portugiesischsprachiger Jugendlicher beim Übergang von der Schule in die Arbeitswelt. Münster/New York Waxmann.
- Gans, Herbert (1979). "Symbolic Ethnicity: The Future of Ethnic Groups and Cultures in America." *Ethnic and Racial Studies* (2): 1-20.
- Garabato, Marie-Carmen und Xavier-Pedro Rodríguez-Yáñez (2000). "Le Galicien et la sociolinguistique galicienne à la conquête de la reconnaissance sociale." *Lengas (Revue de sociolinguistique)*, 47.
- Giddens, Anthony (1991). *Modernity and Self Identity. Self and Society in Late Modern Age*. Cambridge: Polity Press.
- Giles, Howard (1979). "Ethnicity markers in speech", in Scherer, Klaus R. und Howard Giles (Hg.), *Social markers in speech*. Paris, Cambridge: Maison des Sciences de l'Homme and Cambridge University Press, S. 251-289.
- Giles, Howard, Klaus R. Scherer und Donald M. Taylor (1979). "Speech markers in social interaction", in Scherer, Klaus R. und Howard Giles (Hg.), *Social markers in speech*. Paris, Cambridge: Maison des Sciences de l'Homme and Cambridge University Press, S. 343-381.
- Gogolin, Ingrid (2008). "Zur Wertschätzung von Sprachenvielfalt in Schule und Berufsvorbereitung." *Der Deutschunterricht*, (5): 2-9.
- Gordon, Milton M. (1964). *Assimilation in American Life: The Role of Race, Religion, and National Origins*. New York: Oxford University Press.
- Grosjean, François (1982). *Life with two Languages: An introduction to Bilingualism*. Cambridge/London: Harvard University Press.
- Joseph, John Earl (2004). *Language and identity : national, ethnic, religious*. Houndmills [etc.]: Palgrave Macmillan.
- Kagan, Olga (2007). "The Heritage Language Learner Survey: Report on the Preliminary Results". [Online]  
<<http://www.international.ucla.edu/languages/nhlrc/surveyreport>> (Zugriff am 6.3.2009)

- Le Page, Robert Brook und Andrée Tabouret-Keller (1985). *Acts of identity : creole-based approaches to language and ethnicity* Cambridge: Cambridge University Press.
- Lieberson, Stanley und Mary C. Waters (1988). *From Many Strands: Ethnic and Racial Groups in Contemporary America*. New York: Russell Sage Foundation.
- Liebkind, Karmela (1999). "Social Psychology", in Fishman, Joshua A. (Hg.), *Handbook of Language and Ethnic Identity*. Oxford etc.: Oxford University Press, S. 140-151.
- Lüdi, Georges (1987). "Binnenwanderung und sprachliche Integration in der Schweiz", in Gretler, Armin et al. (Hg.), *Fremde Heimat : soziokulturelle und sprachliche Probleme von Fremdarbeiterkindern*. Cusset: Delval, S. 185-203.
- (1995). "L'identité linguistique des migrants en question: perdre, maintenir, changer", in Lüdi, Georges und Bernard Py (Hg.), *Changement de langage et langage du changement. Aspects linguistiques de la migration interne en Suisse*. Lausanne: L'Âge d'Homme, S. 203-292.
- Lüdi, Georges und Bernard Py (1984). *Zweisprachig durch Migration : Einführung in die Erforschung der Mehrsprachigkeit am Beispiel zweier Zuwanderergruppen in Neuenburg (Schweiz)*. Tübingen: M. Niemeyer.
- (1986). *Etre bilingue*. Bern: Lang.
- Milroy, Lesley (1987). *Language and social networks*. Oxford & New York: Blackwell.
- Peal, Elisabeth und Wallace E. Lambert (1962). "The Relation of Bilingualism to Intelligence." " *Psychological Mono-graphs: General and Applied*, 76: 1-23.
- Poutignat, Philippe und Jocelyne Streiff-Fenart (1995). *Théories de l'ethnicité*. Paris: Presses universitaires de France.
- Pries, Ludger (2008). *Die Transnationalisierung der sozialen Welt : Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften*. Frankfurt am M.: Suhrkamp.
- Py, Bernard (1987). "Einige Aspekte der Zweisprachigkeit der Fremdarbeiterkinder", in Gretler, Armin et al. (Hg.), *Fremde Heimat : soziokulturelle und sprachliche Probleme von Fremdarbeiterkindern*. Cusset: Delval, S. 155-183.
- Richter, Marina (2006). *Integration, Identität, Differenz : der Integrationsprozess aus der Sicht spanischer Migrantinnen und Migranten*. Bern: P. Lang.
- Sciolla, Loredana (2000). "Riconoscimento e teoria dell'identità", in Della Porta, Donatella, Monica Greco und Arpad Szokolczai (Hg.), *Identità, riconoscimento, scambio*. Bari, Roma: Laterza.
- Stevens, Gillian (1992). "The Social and Demographic Context of Language Use in the United States." *American Sociological Review*, 57: 171-185.
- Stösslein, Hartmut (2005). Die Einstellung linguistischer Laien der ersten, zweiten und dritten Latino-Generation beim spanisch-englischen Sprachkontakt in den Vereinigten Staaten von Amerika. Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät. Bamberg, Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Inauguraldissertation.
- Suarez, Debra (2007). "Second and Third Generation Heritage Language Speakers: HL Scholarship's Relevance to the Research Needs and Future Directions of TESOL." *Heritage Language Journal*, 5(1): 27-49.
- Tajfel, H. (1978). "Social categorisation, social identity and social comparison", in Tajfel, H. (Hg.), *Differentiation between social groups*. London: Academic Press.

- Tajfel, H. und J.C. Turner (1986). "The social identity theory of intergroup behaviour", in Worchel, S. und W.G. Austin (Hg.), *Psychology of intergroup relations*. Chicago: Nelson-Hall.
- Tajfel, Henry (1982). *Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen*. Bern/Stuttgart/Wien: Hans Huber.
- Taylor, Charles (1989). *Sources of the Self*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Thiesse, Anne-Marie (1999). *La création des identités nationales. Europe XVIIIe - XX siècles*. Paris: Seuil.
- Waters, Mary C. (1990). *Ethnic Options. Choosing identities in America*. Berkeley: University of California Press.
- Wicker, Hans-Rudolf (2008). "Imaginierte Gemeinschaften." *terra cognita*, (13): 14-17.
- Witzel, Andreas (2000). "Das problemzentrierte Interview." *Forum Qualitative Sozialforschung (online)*, 1(1).
- Wodak, Ruth et al. (1998). *Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.